Fall Rebecca: Erst hat Jens M. gestanden, dann im Prozess geschwiegen – Wer ist der Mann, der die schwangere Aschaffenburgerin im Mai 2015 umgebracht hat? Seine Doppelmoral könnte ihm vom Familienvater zum Mörder gemacht haben.

Annäherung an einen mutmaßlichen Mörder

Fall Rebecca: Wer ist der Angeklagte Jens M.? – Doppelmoral beim Thema Treue – Doppelleben zwischen Vorzeigefamilie und Abenteuerlust – Wenig Regung im Gerichtssaal

Von unserer Redakteurin
NINA LENHARDT

»Ich habe eine schwere Schuld auf mich genommen«, heißt es in M.s Einlassung. Die Hoffnung seines Anwalts ist eine Haftstrafe von bis zu 15 Jahren. Foto: Björn Friedrich

ASCHAFFENBURG. Er hat die Schultern leicht nach oben gezogen und sich etwas nach links, weg von der Zeugin, gedreht. Vielleicht schämt sich Jens M. vor seiner Schwester, die wenige Meter entfernt im Zeugenstand aussagt. In der Kindheit hatte sie die Mutterrolle für ihn übernommen, nun sitzt ihr kleiner Bruder wegen Mordes an der schwangeren Rebecca W. auf der Anklagebank im Aschaffenburger Landgericht.

Der Lastwagenfahrer aus dem Raum Aschaffenburg selbst beantwortet keine Fragen in dem Prozess. Die Öffentlichkeit muss sich ihr Bild vom Menschen Jens M. aus Äußerungen seines Anwalts, Zitaten aus Vernehmungen, Zeugenaussagen, Videos von der Tatrekonstruktion sowie seinem Verhalten im Sitzungssaal 168 zusammensetzen.

»Im Stich gelassen gefühlt«

Die Schwester, fünf Jahre älter als Jens M., berichtet zögerlich und mit leiser Stimme von der Mutter, die alkohol- und medikamentenabhängig war: »Ich habe Jens angezogen, ihn zum Kindergarten gebracht, ihm das Zählen beigebracht. Ich war selbst noch ein Kind.« Noch als Jugendliche zog sie aus, »Jens hat sich von mir im Stich gelassen gefühlt« und schwere Probleme deswegen gehabt, er sei bei einer Kinderpsychologin gewesen.

Diese bis dahin verborgenen Details machen den Angeklagten verletzlich. Jens M. hält den Kopf gesenkt, schaut auf seine wippenden Füße. So viel Bewegung und Regung auf einmal war bei dem 32-Jährigen, der immer Pulli und Jeans trägt, im gesamten Prozessverlauf nicht zu beobachten. Nur, als er sich selbst im Polizeivideo die Tötung nachstellen sieht und als der psychiatrische Gutachter seine Befunde vorträgt, signalisiert M.s Körper eine ähnliche Unruhe.

> » Wenn die Ehe gescheitert wäre, hätte sich Jens als totalen Versager gesehen. «
> **Schwester** von Jens M.

Gutachter: »Belastete Kindheit«

Auf die Kindheit, die der Gutachter als »belastet« bewertet, folgte eine Jugend, in der sich der Angeklagte »zu den Wilden hingezogen gefühlt« habe, wie er dem Sachverständigen gesagt hat. Jens M. war Teil einer kriminellen Jungsclique in seinem Ortsteil, das klingt auch in den Aussagen der Freunde von damals an. Zur »Lust an Regelverletzung«, wie sich der Gutachter ausdrückt, gehörten Drogenkonsum und Schlägereien.

Eine dissoziale Persönlichkeitsstörung »wie bei Dr. Jekyll und Mr. Hyde«, wie sie der Therapeut, der M. im Erwachsenenalter behandelte, nachträglich im Gerichtssaal diagnostizierte, bestätigt der Gutachter nicht. Die »dissozialen Tendenzen«, die sich in der Jugend bei Jens M. angebahnt hätten, legten sich aus seiner Sicht, als der junge Erwachsene Jens M. seine spätere Frau kennenlernte.

Beziehung als Wendepunkt

M.s Freunde berichten vor Gericht von der Beziehung wie von einer entscheidenden Wendung in M.s Leben: Es sei die »große Liebe«, ein »super Fang« gewesen. Die Frau, die aus wohlhabenden Verhältnissen stamme, holte ihn »aus der Spur«, weg von den Drogen.

Irgendwann brach Jens M. den Kontakt zu seiner Herkunftsfamilie ab und konzentrierte sich nur noch auf seine eigene kleine Familie: Zu den Eltern seiner Freundin hatte M. wohl einen guten Draht, der gemeinsame Sohn kam 2012 auf die Welt, zwei Jahre später heiratete das Paar, er nahm den Nachnamen seiner Frau an – um mit dem eigenen Elternhaus abzuschließen, meint ein Freund.

Es war eine glückliche Ehe, heißt es übereinstimmend in den Zeugenaussagen: Jens M. habe seine Frau »in den Himmel gelobt«, sich liebevoll um sein Kind gekümmert. M. hörte mit dem Rauchen auf, weil er ein Vorbild für seinen Sohn sein wollte, sagt die Schwester. Der Gutachter sagt, M. habe die Beziehung zu seinem Kind idealisiert, als Gegenpol zur eigenen Kindheit.

Zeugen beschreiben M. als zuverlässig, hilfsbereit, freundlich und aufrichtig. Für einen Bekannten war er ein Vorbild, jemand, der sein Leben im Griff hatte. Schließlich stellte sich Jens M. auch seiner Vergangenheit, er wollte sie in einer Therapie aufarbeiten. Sein Leben mit all den Rückschlägen würde er später dem psychiatrischen Sachverständigen in einem zwölfseitigen Brief schildern.

Leben wie im Bilderbuch

Frau, Kind, Arbeit: Ein Leben wie im Bilderbuch – gäbe es da nicht die Doppelmoral, die ihn vom Familienvater zu einem Mörder gemacht haben könnte. Der Gutachter sagt, M. habe sehr unterschiedliche Treueanforderungen an Frauen und Männer in Beziehungen.

Auf der einen Seite gibt es Situationen wie diese: Vorübergehend trennten sich M. und seine Lebensgefährtin, nachdem sie in einer Disco Kontakt zu einem anderen Mann gehabt haben soll – eventuell ein Kuss, eventuell unter dem Einfluss von K.o-Tropfen. Als die Partnerin eines engen Freundes fremdging und der Freund trotzdem an der Beziehung festhielt, hatte M. dafür kein Verständnis: »Jens hat mich deswegen verurteilt.« In einem Gespräch, das M. nach der Tat mit einem Freund führte und das die Kripo überwachte, sagte M. laut Protokoll: Wenn meine Frau ein Kind von einem anderen Mann hätte, würde ich es nicht annehmen können.

Und dann gibt es diesen anderen Jens M., über den ein Freund sagt: »Jens brauchte die Bestätigung. Er hat viel geflirtet und gewusst, dass er bei den Frauen gut ankam.« Immer wieder sind Seitensprünge ein Thema im Gerichtssaal, der Gutachter sieht darin eine Schwäche für Abenteuer. Seine Frau sei entweder naiv gewesen oder habe M.s Fremdgehen nicht sehen wollen, sind sich die Zeugen einig. Die meisten von ihnen scheinen irgendwie gewusst zu haben, dass M. nicht treu gewesen sein soll. Richtig konkret – mit wem, wie oft gab es außerehelichen Sex – wird es aber nicht.

Vor Gericht
Fall Rebecca

Einzig der Seitensprung mit Rebecca W. an der Gickelskerb 2014 in Aschaffenburg ist nachgewiesen: Der Vaterschaftstest post mortem bestätigt, dass Jens M. der Erzeuger des Ungeborenen ist.

Jens M. musste laut einem Zeugen immer alles unter Kontrolle haben. Diese Situation konnte er nicht beherrschen: Rebecca W. lehnte eine Abtreibung auf seine Kosten ab, liest M.s Anwalt aus dem Geständnis vor. Die 24-Jährige wollte das Kind zur Welt bringen.

Dieses Kind hatte wohl aus M.s Perspektive das Potenzial, sein »Doppelleben« , wie es ein Freund bezeichnet, auffliegen zu lassen und sein heiles Familienglück zu zerstören. »Wenn die Ehe – sein Lebensinhalt – gescheitert wäre, hätte sich Jens als totalen Versager gesehen«, ist sich M.s Schwester sicher. »Die Familie war das Wichtigste für Jens, da ging nichts drüber«, sagt ein Freund, »für Jens war es unvorstellbar, sein Kind nicht aufwachsen zu sehen.« M. sah seine Ehe und die Beziehung zum Sohn gefährdet, heißt es in der Einlassung.

Anklage: Geld als Teilmotiv

Die Anklage geht auch von einer »erheblichen Einschränkung seiner persönlichen Lebensumstände« durch drohende Unterhaltszahlungen als Teilmotiv aus. Im Prozess gab es nur allgemeine Hinweise zu den finanziellen Verhältnissen: Das Geld bei den M.s habe zum Leben gereicht, meint ein Freund. Die Schwiegereltern hätten mal was dazu gegeben, sagt M.s Schwester, Jens habe noch einen Nebenjob angenommen. M.s Chef sagte der Kripo: »Die klare Botschaft von Jens war, dass es zu Hause mit dem Geld eng wäre.«

In Gedanken geht Jens M., den keiner der Zeugen je aggressiv erlebt hat, die Tat offenbar schon Monate vor der Tötung der Schwangeren durch. Der Gutachter spricht von »einem Keim, der da wächst«. M. habe sich auf eine gewaltsame Lösung eingestellt, sich damit arrangiert. Er sprach indirekt mit einem Freund und direkt mit seinem späteren Komplizen Benjamin E. über das Vorhaben, das sagten die beiden vor Gericht aus.

»Gegebenenfalls töten«

Der psychiatrische Gutachter ist sich sicher, dass die Tat am 13. Mai – unabhängig von einem anhaltenden Amphetaminkonsum an dem Tag – vorbereitet und keine Affekthandlung war, also anders, als Jens M. angegeben hatte. Bei der Polizei ging es zunächst um eine »Aussprache«, dem Sachverständigen sagte er etwas von einem »Unfall«. In der Einlassung ging M. so weit, seinen Verteidiger sagen zu lassen, er habe mit Rebecca W. »reden und sie gegebenenfalls töten« wollen.

Zu diesen Äußerungen passt folgende Aussage des Gutachters: Jens M. habe sich Versionen zurecht gelegt, um die Tat zu rechtfertigen – sich und anderen gegenüber. Dazu gehört wohl das negative Bild, dass M. von Rebecca W. zeichnete: Sie habe ihm schon früher nachgestellt, ihn zum Sex »überredet« und Macht über ihn gehabt. Was für eine »Macht« das gewesen sein soll, hat M. allerdings nie definiert.

Vielleicht dachte der Täter Jens M., dass er tatsächlich nicht erwischt werden würde (siehe Hintergrund), nur die Frage der Leichenbeseitigung war offenbar nicht bis zum Ende durchdacht.

M.: »Ich hätte ein Motiv«

In der Nacht vor seiner Verhaftung telefonierte M. während einer Lastwagenfahrt mit einem Kollegen. Dieser wusste, dass die damals noch als vermisst geltende Rebecca W. von Jens M. schwanger war. Er hatte gehört, dass nicht auszuschließen sei, dass die 24-Jährige einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein könnte. »Theoretisch hättest du das sein können«, sagte der Kollege laut Kripoprotokoll. M. meinte: »Ich hätte auch ein richtiges Motiv dafür«. Das Gericht liest die Gesprächsprotokolle vor, so ist unklar, ob etwa Ironie, Ernst oder Angst in M.s Worten lag.

Eine deutlichere Botschaft sollten vermutlich die Selbstmordversuche und das Verfassen eines Testaments nach der Verhaftung senden. Aus Sicht des Gutachters sind M.s Suizidversuche nicht als ernsthaft einzustufen – ebenso wie die Angaben, die M. ihm gegenüber beim Thema Drogenkonsum machte: Es sei nicht anzunehmen, dass M. regelmäßig so hohe Dosen konsumiert hatte, wie er behauptete. Falls dies Berechnung war, um das Urteil des Gerichts zu beeinflussen, ist Jens M. damit wohl gescheitert.

Zeitige oder lebenslange Strafe?

»Ich habe ein schwere Schuld auf mich genommen«, so M. in seiner Einlassung am ersten Verhandlungstag. Er weiß, was auf ihn zukommt. Sein Anwalt sagt nach dem letzten Tag vor den Plädoyers, sein Mandant wisse um die Bedeutung dieses Verfahrens und, dass eine lebenslange Freiheitsstrafe möglich sei. »Unser Ziel kann natürlich nur sein, mit einer zeitigen Freiheitsstrafe nach Hause zu gehen.« Die Hoffnung liegt also bei einer Haftdauer von maximal 15 Jahren. Eine lebenslange Freiheitsstrafe dagegen bedeutet mindestens 15 Jahre im Gefängnis. Wenn das Urteil am 12. Mai fällt, hat Jens M. fast ein Jahr in U-Haft verbracht.

Blick zu den Zuhörern

13 Prozesstage werden dann hinter dem 32-Jährigen liegen. Anfangs schaute Jens M. den Zuhörern nock lange in die Augen, vielleicht auf der Suche nach Sympathie, nach Halt. Von seiner Familie – Ex-Frau, Schwiegereltern, eigene Eltern – ist niemand gekommen. Einzig die Schwester betrat den Sitzungssaal und nur für die Dauer ihrer Aussage. Mittlerweile hofft Jens M. wohl nicht mehr, Sympathie oder Halt zu finden in den Zuschauerreihen. Seine Blicke dorthin sind spärlich geworden.

Teil 1 der Annäherung an Jens M. ist online erschienen:
www.main-echo.de/rebecca

Hintergrund: Hätte es ein perfektes Verbrechen werden können? – Faktor Mensch ließ die Tat auffliegen

Die Tötung von Rebecca W. hätte vielleicht ein perfektes Verbrechen werden können: Jens M.s **Alibi** mit dem Fitnessstudioaufenthalt hatte Benjamin E. bestätigt, ein Trainer hatte ihn zumindest gesehen – und die **Videoüberwachung** dort **war defekt**, wie sich herausstellte. In den ersten Vernehmungen bei der Kripo traten M. und E. **glaubwürdig** auf. Es gibt offenbar **keine Zeugen**, die M. und W. auf dem Weg von W.s Wohnung zum Tatort gesehen haben, und keine, die M. auf der Fahrt vom Tatort zum Fundort beobachtet haben. Die abgelegene Garage nutzte nur Jens M. Es war wohl der **Faktor Mensch**, der dafür sorgte, dass die Tat aufflog: Ein **Beziehungsgeflecht** von Bekannten und Benjamin E., der mit Freunden über das Erlebte sprach. (nle)

Hintergrund: Nur M. kennt Ablauf – Garage abgerissen

Niemand weiß, was am Tattag zwischen Jens M. und Rebecca W. gesprochen wurde, es gibt nur **die Schilderungen des Täters**. Ob er die Schwangere mit einer Waffe gezwungen hat, mit ihm zum Wald zu fahren, ob die 24-Jährige ihn zum Sex aufgefordert hat, ob er zärtlich mit der Leiche umgegangen ist – die Wahrheit kennt nur der Angeklagte M.
Der **Fundort der Leiche** in Großostheim-Ringheim (Kreis Aschaffenburg) ist heute nicht mehr vorhanden. Die Garage wurde abgerissen. (nle)

Die Garage, in der Rebecca W. gefunden wurde, ist abgerissen. Foto: Nina Lenhardt

ZWISCHENRUF

Schwierige Abgrenzung

Nach elf Prozesstagen gibt es keine eingängige Erklärung für die Tötung Rebecca W.s. Die Tat wäre vermutlich einfacher zu ertragen, könnte man die Ursache in eine Schublade stecken, etwa die mit dem Etikett »gefährlicher Psychopath«. Damit wäre die Sensationslust schnell befriedigt, die Sache erledigt. Aber laut dem Gutachter ist Jens M. weder Psychopath noch psychisch krank. Das macht es kompliziert.

Das Beängstigende, das der Fall Rebecca vor Augen führt: Niemand kann mit Sicherheit von sich behaupten, niemals kriminell zu werden. Wer ehrlich zu sich selbst ist, dem müsste klar sein, dass er nicht weiß, wie er sich verhalten würde, stünde er an einem persönlichen Abgrund.

Es ist deshalb viel schwieriger, sich von einem als freundlich beschriebenen Menschen unter Mordverdacht abgrenzen zu müssen, als von einem Monster – ein solches sitzt nun einmal nicht auf der Anklagebank im Landgericht.

Es ist wie ein Reflex, ausgelöst durch gesellschaftliche und moralische Prägung, der uns dazu bringt, größtmögliche Distanz zu Verbrechern zu suchen. Man möchte auf der »richtigen« Seite stehen, weit weg vom Täter – um das Mögliche undenkbar zu machen. *Nina Lenhardt*

DIE ZEIT Campus

ZEIT Campus

leben. studieren. arbeiten

MIT MASTER-RANKING BWL

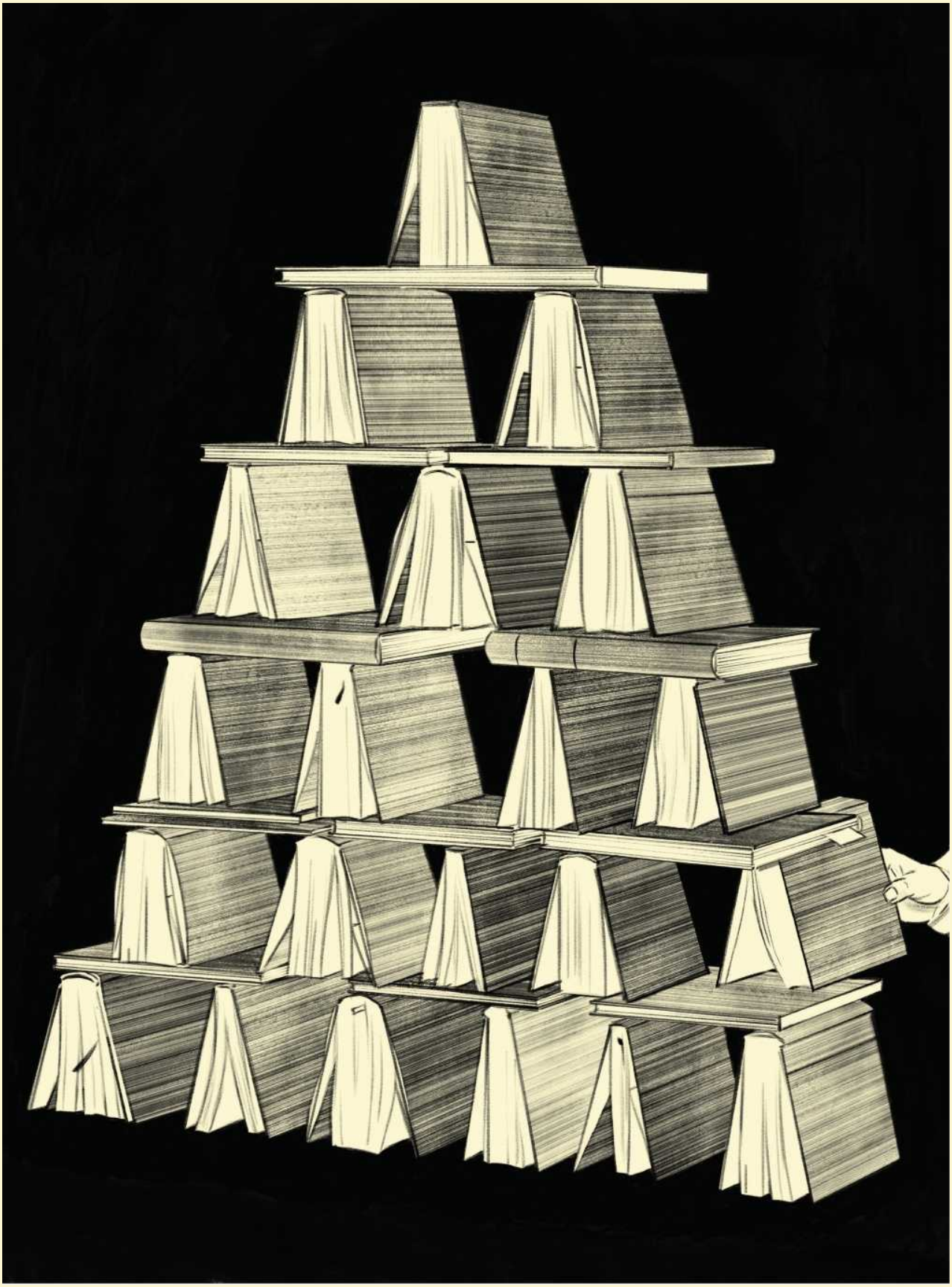
WIR MACHEN ES BESSER, ANDERS, NEU:

JELLA HAASE UND ANDERE UNTER 30, DIE IN DEUTSCHLAND ETWAS BEWEGEN

NR. 1 JANUAR / FEBRUAR 2018
Österreich 3,40 EURO Schweiz 5,10 CHF
3,30 €
4197258203300 01

AUFSTIEG UND FALL DES DR. M.

Seine Doktorarbeit wird ausgezeichnet. Er gilt als talentierter Dozent. Dann kommt raus: Er ist ein Betrüger. Und fast keiner hat was bemerkt



Im Sommersemester 2014 hält Dr. Christian M. die Einführungsvorlesung *Politische Ideengeschichte*, jeden Montag von 14 bis 16 Uhr. Im Raum 011 des Zentralen Hörsaalgebäudes der Uni Göttingen geht es um Platon, Kant, Marx, die großen Denker. Ein wenig wirkt Dr. Christian M., 33, selbst wie einer: die ergrauenden Schläfen, die Brille, die feine Kleidung. M., hoch und hager, schreitet souverän um sein Pult und spricht wie gedruckt. Ein charismatischer Dozent, sagt ein Student, der damals dabei war. M. habe seine Veranstaltungen regelrecht zelebriert. Ein Dozent mit Hang zur Exzentrik sei er gewesen, adrett mit Stoffhose und Hemd unter dem Pullover, die Kragenfarbe auf die Socken abgestimmt. Keine Spur von Unsicherheit. Dabei hatte M. Angst vor der Vorlesung, sagen seine früheren Kollegen. Kein Wunder: Denn der charismatische Dr. M. hätte niemals Dozent sein dürfen. Seine ganze akademische Karriere bestand aus Betrug und Täuschung.

Etwas stimmt nicht, das fällt einem der Politikstudenten damals auf. Die Vorlesung passt nicht zur Literatur, die M. angegeben hatte. Aufbau, Definitionen, Formulierungen: Alles war anders als im Lehrbuch von M.s Doktorvater, den er als Dozent bei der Vorlesung vertritt. Der Student, damals im zweiten Semester, stößt in einem Buchladen auf ein anderes Lehrbuch, Tobias Bevc, *Politische Theorie*. Ein Buch, das in Göttingen eigentlich keine Rolle spielt, in der Lehrbuchsammlung der Uni-Bibliothek sucht man vergeblich danach. Doch in der Buchhandlung blättert der Politikstudent und staunt: Da ist die Abbildung 1 auf Seite 19 in Bevc' Werk über Gerechtigkeitsdefinitionen, die er von Folie 8 aus M.s Vorlesung kennt. Da sind Passagen, die wortwörtlich auf eng bedruckten Folien der Vorlesung standen, etwa die Deutungen des Sozialismus, bei Bevc 29 Zeilen lang auf Seite 166. Offensichtlich hat M. große Teile seiner Vorlesung aus diesem Buch übernommen. Warum gibt der Dozent das Werk seines Professors an, baut seine Vorlesung aber auf einem ganz anderen Buch auf? Seltsam, findet der Politikstudent, behält es aber für sich, er ist ja noch neu an der Uni. M. hat Glück. Noch. Zweieinhalb Jahre später füllt die Geschichte des falschen Politikwissenschaftlers Dr. Christian M. 21 Ordner bei der Staatsanwaltschaft Göttingen. Er wird unter anderem wegen Betrugs zu einer Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt. Es ist das Ende einer steilen akademischen Karriere. Und einer Geschichte, die die Frage aufwirft, ob Bluff und Blenderei in der Wissenschaft so alltäglich sind, dass handfester Betrug jahrelang nicht auffällt. Selbst an einer renommierten Hochschule wie der Georg-August-Universität in Göttingen, die sich mit mehr als 40 Nobelpreisträgern rühmt, wo die Gebrüder Grimm lehrten und Carl Friedrich Gauß die Sternwarte leitete.

Wer mehr über Christian M. wissen möchte und sich heute an der Uni Göttingen umhört, bekommt schnell das Gefühl, alle, die etwas zu seinem Fall sagen könnten, hätten sich verabredet zu schweigen. Ein Kollege von damals sagt, er sei von M. über Jahre »massiv getäuscht und belogen« worden, will sich darüber hinaus aber nicht äußern. Ein anderer spricht von einem »traurigen Kapitel«, das für ihn abgeschlossen sei. Und der Professor, der M. als Doktorvater gefördert hat, legt mitten im Telefonat auf, kommt man auf seinen einstigen Doktoranden zu sprechen. Anschließend reagiert er lange nicht auf E-Mails und weitere Anrufe. Wer also war Christian M.?

Antworten darauf lassen sich in den Akten finden, in den internen Berichten und in Gesprächen mit Weggefährten. So ist eine Annäherung an M. möglich.

Bevor er nach Göttingen kommt, hat Christian M. ganz andere Pläne. 2008, da ist er 27, bewirbt er sich beim Benediktinerorden in St. Ottilien, 40 Kilometer westlich von München. Er will Mönch werden. Der Abt zögert, so erzählt er es heute. M.s Werdegang erscheint ihm unstet, rastlos. Doch M. habe ihm versichert, sein innerer Drang sei stark, er sei entschieden. Das Kloster nimmt ihn als

Dr. M. ist adrett gekleidet, spricht wie gedruckt. Unsicherheit? Keine Spur

Novizen auf. Christian M. darf das schwarze Gewand für ein Jahr auf Probe tragen, das ist so üblich bei Neuen in der Gemeinschaft. Am Morgen steht M. um 4.45 Uhr auf, trifft sich mit den Brüdern zum Frühgebet. Die Vormittage verbringt er mit einer Handvoll Novizen im Unterricht, unter den strengen Augen Christi, der an einem Kruzifix in der Stube hängt. Nachmittags arbeitet M. im Klosterbetrieb, melkt die Kühe. Kontakt nach draußen hält er gern altmodisch, mit Briefen. Er nennt sich Bruder Julius.

Als der Bayerische Rundfunk im April 2009 einen Fernsehbeitrag über das Leben im Kloster drehen will, emp-

fehlen die Benediktiner Christian M. als Interviewpartner. Im Fernsehen erzählt M. mit sanfter Stimme von seinen Eltern, die sich an den Gedanken gewöhnen mussten, dass ihr Kind jetzt im Kloster lebt. Von der Stille in seinem Zimmer. Von seinem Hadern mit Jesus, den Zweifeln am Glauben. »Aber letztendlich«, sagt er langsam, »überwiegt dann doch die Gewissheit: Ja, das, was ich mache, auch in den schweren Augenblicken, ist richtig.«

Wenige Monate später ist M.s Gewissheit verflogen. Er verlässt das Kloster, überstürzt und im Zorn, wie ein Mitbruder heute sagt. Die Gemeinschaft war nicht überzeugt, wollte ihn noch ein Jahr auf Probe dabehalten. M. muss das als Kränkung empfunden haben. Ein Mitbruder hilft ihm noch, das Zimmer auszuräumen, dann verschwindet M. Eine Adresse hinterlässt er nicht.

Er muss zu dieser Zeit auf die Ausschreibung des Professors gestoßen sein, der bald darauf sein Doktorvater wurde. »Wer Interesse hat, eine Abschlussarbeit oder Dissertation zum Thema *Was heißt ›Gewissen‹ in politischen Kontexten* zu verfassen, ist herzlich eingeladen, das an meinem Lehrstuhl zu tun«, steht auf der Website des Seminars für Politikwissenschaft an der Uni Göttingen. Vor seinen Kollegen behauptet M. später, er habe sich mit einer Postkarte beworben. So berichtet es ein Mitdoktorand. Sein Doktorvater widerspricht: »Herr M. hat sich mit den üblichen Bewerbungsunterlagen beworben.«

Christian M. reicht zwei Zeugnisse ein, beide aus der Zeit vor dem Kloster: Seinen Magisterabschluss an der Münchner Hochschule für Philosophie, mit Siegel und Unterschrift, Note 1,3, beglaubigt am 21. August 2009 von der Stadt Georgsmarienhütte bei Osnabrück. Später ein Theologie-Diplom der Hochschule St. Georgen, ebenfalls 1,3, unbeglaubigt. Die Uni Göttingen nimmt ihn an, im Herbst 2009 beginnt M. seine Promotion. Bald gibt er auch Seminare. *Wahrheit, Moral, Gewissen und Gerechtigkeit in der Politik* heißt eines, *Krisenethik – Ethikkrisen* ein anderes.

Kommen Studenten in M.s Sprechstunde, gibt er sich streng. Einer sagt, dass M. pikiert auf die Frage reagiert habe, ob der Student den Schein machen könne, obwohl er so selten im Seminar gewesen sei. Ein anderer erzählt, wie er M. nach Aufschub für seine Hausarbeit fragte. »Ich bitte Sie«, habe M. entgegnet. »Als ich Student war, habe ich an einem Wochenende zwei Hausarbeiten geschrieben, und die waren zwanzig Seiten lang, nicht nur zehn.« Auch mit seiner Dissertation ist M. außergewöhnlich zügig. ▸

»Sein Tempo hat bei uns für Erstaunen gesorgt«, sagt einer, der damals ebenfalls promovierte. Am Lehrstuhl habe M. als Musterdoktorand gegolten, sagen andere.

Nur einmal wird es brenzlig für M.: Sein Doktorvater schlägt als zusätzliche Gutachterin für die Doktorarbeit von M. die Politikprofessorin Renate Martinsen vor, die an der Uni Duisburg-Essen lehrt. Martinsen hat ein paar Jahre zuvor zum Gewissen in der Politik habilitiert. Eine Expertin für M.s Thema also. Christian M. macht einen Gegenvorschlag: Er empfiehlt einen Moraltheologen, den er über die katholische Hochschulgemeinde in Osnabrück kennengelernt habe. Der passe besser als noch eine Politikwissenschaftlerin, sagt M., schließlich berühre seine Dissertation auch religiöse Fragen. Sein Doktorvater stimmt zu, der Theologe wird Zweitgutachter, Renate Martinsen wird nicht gefragt. Ein Fehler, wie sich noch zeigen wird.

M. besteht am 20. Juni 2012 seine mündliche Prüfung. Mit Bestnote, summa cum laude. Keine drei Jahre hat er für seine Promotion gebraucht. Im Vorwort der Arbeit dankt M. seinem Doktorvater für »die freundliche Überlassung des hochinteressanten Themas«. Weiter schreibt er in seiner Dissertation: »Besonders bedanken will ich mich auch für die Freiheit, die er mir während des gesamten Forschungsprojektes gewährte, die maßgeblich zum Gelingen dieser Arbeit beitrug.«

Die Aula der Universität Göttingen ist ein Saal mit Stuckdecke und Säulengang, von Sockeln schauen die Büsten alter Professoren. Am Freitag, dem 19. April 2013, ehrt die sozialwissenschaftliche Fakultät hier ihre besten Absolventen, fünf Studenten und zwei Doktoranden. Einer davon: Christian M. Für seine »herausragende Promotion« bekommt er 750 Euro Preisgeld. M. hält an diesem Vormittag eine kleine Ansprache, ganz im Gestus eines Gelehrten, wie sich ein Teilnehmer später erinnert. Dann gibt es Sekt.

M. doziert weiter an der Uni Göttingen, gibt auch ein Seminar an der Uni Hildesheim. Er bewirbt sich bei anderen Universitäten, einer Stiftung und dem Deutschen Ethikrat. Schließlich bekommt er eine Stelle am Institut für Theologie und Frieden in Hamburg, einer Forschungseinrichtung der Katholischen Militärseelsorge. M.s nächstes Ziel: die Professur. Bei einem Kollegen stellt M. sich mit den Worten vor, er hätte in Göttingen zuletzt »faktisch die Lehrstuhlvertretung« gemacht. Ein junger Wissenschaftler auf der Überholspur. Bis zum Crash.

An einem Tag im Sommer 2015 sitzt eine Professorin zu Hause an ihrem Rechner und recherchiert für einen Artikel. Ihr Name: Renate Martinsen, die Frau, die M.s Dissertation begutachten sollte. Sie will eine These des Soziologen Niklas Luhmann in ihren Artikel einbauen, die sie schon in ihrer Habilitation zitiert hatte. Wie aber war der Wortlaut? Martinsen googelt.

In der Buchvorschau stößt sie auf die Doktorarbeit von Christian M. Der hat auf Seite 63 seiner Arbeit dasselbe Luhmann-Zitat benutzt wie sie. Aber nicht nur das. Auch der Rest des Textes kommt ihr merkwürdig vertraut vor. Hatte der Doktorand nur schlampig gearbeitet? Oder hat er abgeschrieben? Martinsen bestellt M.s Dissertation. Nach ihrem Urlaub in Südtirol will sie der Sache nachgehen.

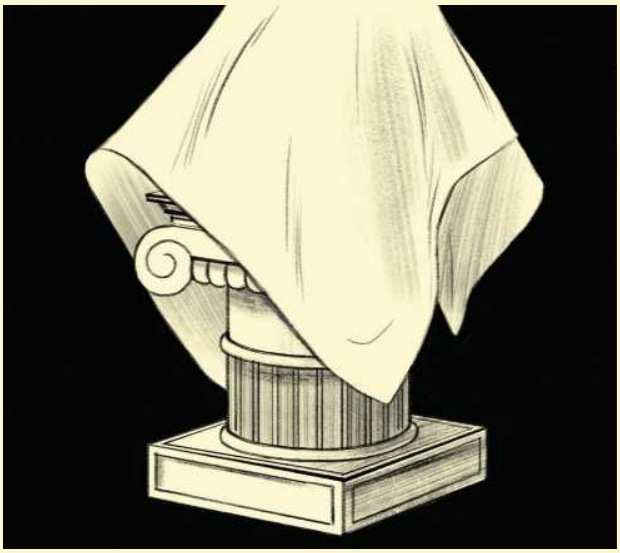
Kommen Studenten in seine Sprechstunde, ist Dr. M. streng. Aufschübe gibt es bei ihm nicht

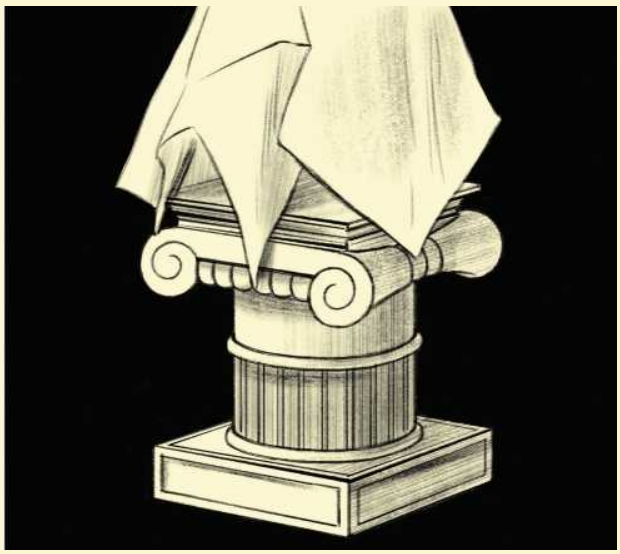
In der Zwischenzeit bemerkt auch eine wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Christian M.s Doktorvater, dass Teile aus der Doktorarbeit mit Martinsens Habilitation übereinstimmen. Nicht nur auf Seite 63, auf der das Luhmann-Zitat steht. Auch die gut 30 Seiten davor und die gut 200 Seiten danach: Bis auf einige Zwischenüberschriften und Unterkapitel sind sie identisch mit dem Buch der Professorin. Sogar die Klappentexte ähneln sich.

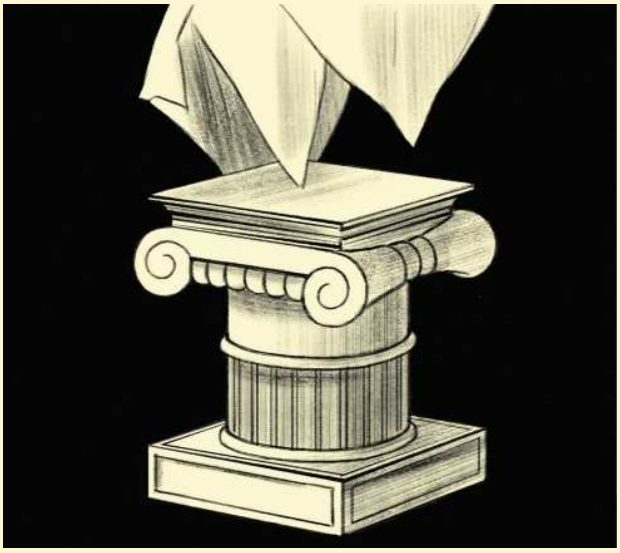
Am 23. Juni 2015 bespricht M.s Doktorvater den Plagiatsverdacht mit seinen Mitarbeitern. So steht es später in einem internen Bericht. Er informiert demnach das Dekanat, ruft dann seinen früheren Doktoranden an. Am 29. Juni 2015 schickt der Doktorvater einen Brief an »Herrn Dr. Christian M.«, darin eine »vorläufige Aufstellung möglicher plagiierter Texte«. Neben der Dissertation sollen fünf Veröffentlichungen M.s abgeschrieben sein, offenbar alles, was er je publiziert hat. Selbst ein Beitrag in einer Festschrift für seinen Doktorvater gehört dazu.

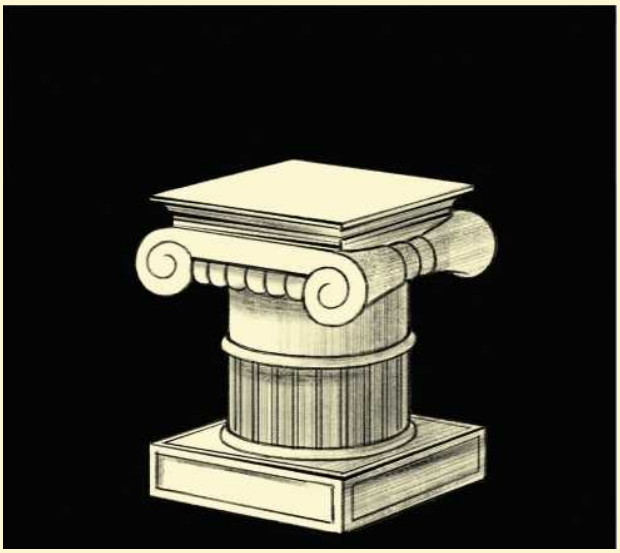
Gut zwei Wochen später, am 14. Juli 2015, geht bei der Uni ein Brief von M. ein. Darin seine Promotionsurkunde und ein Schreiben mit der Bitte, ihm den Titel abzuerkennen. Am folgenden Tag beschließt der Fakultätsrat, M. den Doktorgrad im Eilverfahren zu entziehen.

Über all die Jahre muss M. bewusst gewesen sein, was er beim Abschreiben riskierte. Während er an seiner Doktorarbeit sitzt, fliegt Karl-Theodor zu Guttenberg mit seiner plagiierten Dissertation auf und muss als Verteidigungsminister zurücktreten. Kurz vor M.s mündlicher Pro- ▸









motionsprüfung gerät Annette Schavan unter Verdacht, damals Bundesbildungsministerin. Sie hat eine Doktorarbeit über das Gewissen geschrieben, wie M. Doch M., der falsche Doktor, hatte nicht nur abgeschrieben.

Sein Doktorvater meldet den Fall der Hochschule für Philosophie in München, wo M. vor seiner Zeit im Kloster studiert hatte. Man möge sich dort M.s Magisterarbeit genauer ansehen. Aber eine Magisterarbeit ist nirgends zu finden. In sechs Semestern hatte M. nur eine einzige Prüfung bestanden, eine schriftliche zur Philosophiegeschichte des Mittelalters. Mit 4,0. In drei mündlichen Prüfungen war er durchgefallen. An der Hochschule St. Georgen, wo M. ab Herbst 2002 Theologie studiert hatte, war er durch die mündliche Prüfung zum Vordiplom gefallen. Zu zwei Wiederholungsterminen hatte er sich krank gemeldet. Im April 2005 ließ sich M. exmatrikulieren.

Die Einser-Abschlüsse, die M. seine Promotion erst ermöglicht haben: Fälschungen. Die Arbeit selbst: ein Plagiat. Gegenüber der Uni Göttingen spricht M. von tiefen Selbstzweifeln und innerer Zerrissenheit. Dem Zweitgutachter, der M.s Arbeit statt Martinsen geprüft hatte, schickt M. eine lange Mail, in der er seinen Betrug bedauert. M. schreibt von Erwartungen, die auf ihm gelastet hätten und denen er nicht mehr habe gerecht werden können, so erinnert sich der Professor. Er selbst habe als Theologe die plagiierten Passagen nicht erkennen können.

Dass auch der Doktorvater keinen Verdacht schöpfte, ist bemerkenswert. Denn M. schrieb unter anderem aus einem Aufsatz ab, den er zuvor gemeinsam mit dem Professor veröffentlicht hatte. Das sei ihm zwar aufgefallen, sagt der Doktorvater heute, er habe das »aber nicht als gravierend empfunden«. Außerdem lobte der Doktorvater Renate Martinsen in einem seiner Aufsätze als Autorin einer »bahnbrechenden Studie«. Dass sein Doktorand wenig später große Teile aus einer anderen Arbeit von Martinsen, ihrer Habilitation, im Wortlaut kopierte, fiel ihm offenbar nicht auf. Der Doktorvater sagt dazu: »Inhaltliche Ähnlichkeiten oder ähnliche Ergebnisse, zu denen Forscher aus verschiedenen Disziplinen kommen, werden in der Regel eher als Beleg für die Richtigkeit von Gedanken gewertet.«

Abschluss? M. habe nie den Abschluss gemacht, sagt seine alte Uni

Im Januar 2017 verurteilt das Amtsgericht Göttingen M. wegen Betrugs, Urkundenfälschung, Verstoß gegen das Urheberrecht und Titelmissbrauchs zu einer einjährigen Freiheitsstrafe, ausgesetzt zur Bewährung. M. akzeptiert den Strafbefehl und zahlt die Bewährungsauflage von 2000 Euro. Juristisch ist der Fall damit erledigt. Trotzdem bleiben Fragen offen: Reichen ein selbstsicheres Auftreten, ein hübscher Hemdkragen, ein strenges Gebaren gegenüber Studenten, um an der Uni als brillant zu gelten? Selbst wenn man, wie M., gar keinen Studienabschluss hat?

Auf die Frage, welche Konsequenzen an der Uni aus diesem Fall gezogen wurden, sagt ein Sprecher, dass Doktoranden heute sorgsamer ausgewählt würden. »Darüber hinaus setzt die Universität Göttingen verstärkt auf Prävention: Die Aufklärung über redliche wissenschaftliche Arbeit sollte möglichst früh beginnen«, sagt der Sprecher. »Wir bieten beispielsweise im Rahmen der Hochschuldidaktik Seminare für Lehrende an, in denen die Vorbeugung anhand von Fallbeispielen trainiert wird. Das ist Teil des Gesamtpakets unserer Qualitätssicherung.«

Doch hilft das, wenn einer bewusst täuschen will, so wie M.? Die Plagiatssoftware habe übrigens nicht angeschlagen, als man M.s kopierte Doktorarbeit nachträglich prüfte. »Die Effektivität von Plagiatssoftware wird häufig überschätzt«, sagt der Sprecher der Universität dazu.

Der Politikstudent, der im zweiten Semester seine Zweifel an M.s Vorlesungsskript für sich behielt, hat seinen Glauben an die Universität verloren. »Mich überrascht im Wissenschaftsbetrieb inzwischen nur noch wenig«, sagt er.

Und was sagt M.? Von seinen Mitbrüdern im Kloster und den Kollegen von der Uni Göttingen hat heute keiner mehr Kontakt zu ihm, die Stelle am Hamburger Institut musste er aufgeben, nachdem er den Doktortitel verloren hatte. Dann verliert sich seine Spur. Wählt man heute M.s alte Handynummer, dann meldet sich ein Mann. Er leugnet, Christian M. zu sein.

»Gut, mit wem spreche ich stattdessen?«

»Das geht Sie doch gar nichts an.«

»Aber wenn Sie nicht Christian M. sind, dürfte es doch kein Problem sein, mir Ihren Namen zu nennen?«

»Warum sollte ich Ihnen das sagen müssen? Und wenn Sie Journalist sind, dann erst recht nicht.«

»Ehrlich gesagt klingt Ihre Stimme wie die von Christian M., damals als Bruder Julius im Bayerischen Fernsehen.«

»Kann ja sein, aber hier ist kein Christian M.«, sagt der Mann. »Wir sind übrigens auch gar nicht in Deutschland. Und Sie stören beim Essen.«

Wer auch immer Christian M. war, wer immer er sein wollte: Wahrscheinlich ist er längst ein anderer. ◆

UNSICHERER HAFEN

Neue Zollkontrollen wegen des Brexits könnten die Versorgung in ganz England gefährden. Die meisten Waren nämlich kommen durch ein Nadelöhr: den Hafen von Dover. Hier droht der totale Stillstand

TEXT: CLAUS HECKING
FOTOS: OSSI PIISPANEN

Die Lebensader: Durch den Port of Dover werden pro Jahr Güter im Wert von 119 Mrd. Pfund geschleust

Von den Klippen aus erinnert das Geschehen im Hafen von Dover an den geregelten Takt einer Modelleisenbahn.

So wohlgeplant, so präzise und ruhig fließt der Verkehr, wenn man ihn von den berühmten „Cliffs“ aus betrachtet – bloß dass im Hafen keine Miniaturzüge unterwegs sind, sondern 40-Tonnen-Lkw und 180 Meter lange Schiffe. Auf genau vorgegebenen Routen folgen sie dem eingespielten, immergleichen, ununterbrochenen Ablauf aus Anlegen und Ablegen, Ausfahren und Einfahren. Rund um die Uhr, 364 Tage im Jahr. Nur am ersten Weihnachtstag haben die Trucker und Schiffer Pause.

Die Januarsonne verschwindet gerade am Horizont, da passiert die „Pride of Kent“ die Hafenmauer. 70 Minuten hat die Kanalfähre mit Platz für 115 Lkw für die 42 Kilometer von Calais gebraucht, wie vorgesehen. Sie legt neben der „Pride of Burgundy“ an, ihrem Schwesterschiff, in dessen Bauch gerade die Laster gen Calais einrollen. Die „Pride of Kent“ öffnet die Ladeluke, ein Hunderte Meter langer Konvoi schlängelt sich heraus, an der Spitze ein weißer Lkw. Drei Minuten und elf Sekunden kurvt er über das Hafengelände, vorbei an Kontrollpunkten und Zollstationen, an denen keine Menschenseele zu sehen ist. Dann ist er schon auf der Autobahn.

Die Maschinerie funktioniert reibungslos. Nicht ein einziges Mal hat der Fahrer stoppen müssen. Seinen Pass haben britische Grenzer schon in Calais kontrolliert. Und was er geladen hat, interessiert die Zöllner nicht. Denn noch ist Großbritannien im europäischen Binnenmarkt. Noch ist das Königreich in der EU.

Am 29. März wird das wohl anders. Dann soll der Brexit kommen, dann müssten die Zöllner auf beiden Seiten des Ärmelkanals die Laster kontrollieren – sofern sich London und Brüssel nicht doch in letzter Minute auf einen Vertrag einigen, der die freie Durchfahrt erhält. Nachdem aber das britische Parlament Mitte Januar das ausgehandelte Brexitabkommen abgelehnt hat, wird der ungeregelte No-Deal-Brexit immer wahrscheinlicher – und dann stünde hier wohl alles still: im Hafen, in Dover und weit darüber hinaus. Der ganzen Region droht eine „Mauer aus Stahl“, wie Dovers Bezirksratschef Keith Morris den befürchteten Superstau nennt. Schlimmer noch: der Kollaps des öffentlichen Lebens.

Der Hafen von Dover ist die Lebensader des Vereinigten Königreichs. Und das Nadelöhr der Güterversorgung. Bis zu 10 000 Lkw kommen hier an Spitzentagen auf 120 Fährfahrten durch, über 2,5 Millionen Laster pro Jahr. Geladen haben sie Orangen aus Spanien, Kupplungen aus Baden-Württemberg oder Maschinenteile aus der Slowakei: Waren im Wert von 119 Mrd. Pfund (134 Mrd. Euro) jährlich. Das ist mehr, als der Eurotunnel und alle anderen britischen Häfen zusammen abfertigen. Aber nur vier Prozent der Trucks – die aus Nicht-EU-Ländern – müssen beim Zoll anhalten, um die Frachtpapiere checken zu lassen. Nach dem Brexit könnte ihre Zahl um das 25-Fache steigen.

PAPIERE MIT DEM FAHRRAD

Nicht weit vom Hafen ist ein meterhohes Graffiti zu einem Wahrzeichen der 45 000-Einwohner-Stadt geworden. Es zeigt einen Handwerker, der gerade einen goldenen Stern aus der blauen EU-Fahne meißelt. Noch brausen die Lkw an dem Bild des Street-Art-Künstlers Banksy schnell vorbei. Sollten aber Warenkontrollen die Abfertigung pro Lkw in Richtung Frankreich jeweils nur um zwei Minuten verzögern, gäbe es einen 27 Kilometer langen Dauerrückstau auf den Straßen vor dem Port of Dover, hat das Hafenmanagement errechnet. Und derlei Checks dauern an anderen EU-Außengrenzen zwischen fünf und 45 Minuten. Will heißen: Südostengland droht der Verkehrsinfarkt.

„Wenn die Kontrollen wiederkommen, gibt es Chaos“, sagt Andy McFarnell, Leiter der Dover-Niederlassung der belgischen Spedition Sitra. „Wir gehen zurück in die Vergangenheit.“ McFarnell, 56, rasierte Glatze und Hornbrille, weiß, wie es im Hafen vor dem EU-Binnenmarkt lief. Als er mit 16 als „Dock Runner“ hier anfing, fuhr er mit dem Rad Dokumente hin und her zwischen seinem damaligen Arbeitgeber und der Zollstelle. 130 hoch spezialisierte Unternehmen in Dover machten →

01

01
Waren auf einem Lkw der Spedition Laser. Transporte innerhalb der EU kommen ohne Zollerklärung aus

02
Nach dem Brexit müsse für jede Charge ein Formular ausgefüllt werden, fürchtet Laser-Direktor Julian Keet

02

„ES GIBT CHAOS“

ANDY McFARNELL
Chef der Dover-Niederlassung beim belgischen Spediteur Sitra

Europa wird abgerissen. Das Graffiti nahe dem Hafen stammt vom Künstler Banksy – und ist ein Wahrzeichen von Dover geworden

seinerzeit nichts anderes, als den Spediteuren beim Papierkram zu helfen. An jeder Grenze mussten Kraftfahrer beim Zoll Schlange stehen, Frachtpapiere zeigen und abstempeln lassen.

Später arbeitete McFarnell für eine Spedition, die unter anderem für den Herforder Möbelbauer Poggenpohl Küchen und Zubehör transportierte. „Fast jedes Bauteil hatte eine eigene Zollnummer", erzählt McFarnell. „Und wenn sich jemand dabei vertippt hatte oder wenn in einer Lieferung nicht 4 500, sondern 5 000 Schubladenknöpfe waren, gab es Ärger." Dann riefen sie, oft nachts, McFarnell an: den Mann für alle Probleme. Und McFarnell musste in den Hafen zum Zoll und die Sache klären.

Am 1. Januar 1993 begann der EU-Binnenmarkt. Und mit ihm der freie, ungehinderte Warenverkehr. „Ein komisches Gefühl war das", sagt McFarnell. Keine nächtlichen Anrufe mehr, weniger Papiere – und viel mehr Möglichkeiten. Brauchte ein Lkw von Dover nach Belgien früher ein bis zwei Tage, schaffen Sitra-Trucks die Tour zum Hauptquartier in Ypern heute in etwa dreieinhalb Stunden. Von den 130 Zoll-Hilfsbüros in Dover seien 1994 nur noch fünf übrig gewesen, sagt McFarnell.

Gab es vor dem EU-Binnenmarkt noch eine ganze Reihe wichtiger Fährhäfen, konzentrierte sich das Ärmelkanalgeschäft bald auf Dover–Calais, die schnellste Route; viele der anderen Häfen wurden stillgelegt. Plötzlich nämlich kam es auf Stunden an. Die rund 500 Lkw von Sitra transportieren heute etwa vor allem Lebensmittel – verderbliche Ware, die schnellstmöglich ins Kühlregal der Supermärkte muss. „Vieles ist jetzt just in time", sagt McFarnell. Nicht nur im Lebensmittelhandel.

Bei der Spedition Laser Transport International rollen die meisten Trucks zwischen 6 und 7 Uhr morgens ein. Die Männer am Steuer, oft Litauer, Polen oder Rumänen, sind aus ganz Europa hergefahren, die Nacht hindurch. Der Verkehr ist weniger dicht, und vor allem muss die Ware so schnell wie möglich zum Endabnehmer. Im Lager von Laser stehen Paletten mit Radaufhängungen, Dämmstoffen oder Flugzeugteilen, die bald auf die nächsten Laster gehen, die Kundschaft in England braucht die Lieferungen. Heute.

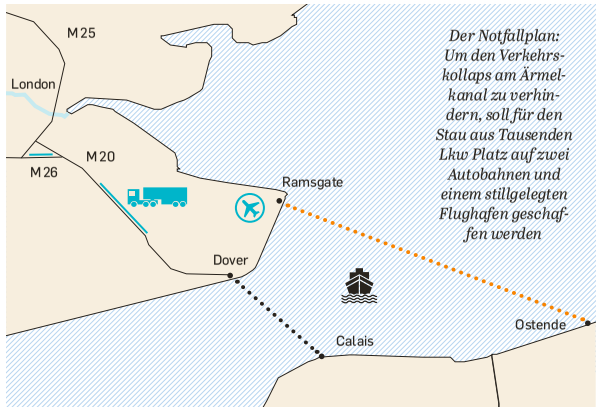
STAU BIS FRANKREICH

„Der Binnenmarkt hat alles verändert", sagt Julian Keet, 60, der Direktor. Die Transportwege ließen sich plötzlich viel besser kalkulieren – und so ging „just in time" richtig los. Hunderte britische Unternehmen, allen voran kapitalintensive Branchen wie der Auto- oder Flugzeugbau, setzen auf das Konzept. Darauf, dass Zulieferer aus Europa Waren pünktlich liefern – und sie diese sofort verarbeiten können. So sparen Hersteller Lagerhallen und Finanzierungskosten für Rohprodukte. Das Risiko: Die Ware muss wirklich rechtzeitig kommen.

„Fehlt ein Teil, kann das die Produktion tagelang stoppen", sagt Keet. Und mit einem No-Deal-Brexit dürfte genau das häufig passieren. Selbst wenn die britischen Zöllner alle Lkw durchwinken sollten, gäbe es ja Zollkontrollen in Frankreich – und die würden auch diesseits des Kanals einen Rückstau vor Dover auslösen. Für jede Charge, sagt Keet, müsste dann ein eigenes Warenformular mit etwa 40 Feldern und eigener Zollnummer gecheckt werden – bei bis zu 25 Chargen pro Trailer.

Die Spediteure tun ihr Möglichstes, um sich auf den Tag X vorzubereiten: Sie besorgen sich Lizenzen für das künftige EU-Geschäft, statten ihre Fahrer mit neuen Pässen aus, informieren ihre Partner auf dem Kontinent über die anstehenden Veränderungen, so gut sie können. Auch wenn sie selbst nicht wissen, was am 29. März kommt. Die Kunden werden nervös: Neuerdings rufen ständig besorgte Manager bei Keet und McFarnell an. Die Unternehmen fragen nach Platz in den Lagerhäusern. Um dort Vorprodukte zu horten.

Einen Vorgeschmack auf das Verkehrschaos bekam die Grafschaft Kent, zu der Dover gehört, schon im Sommer 2015. Damals streikten Fähr- und Hafenmitarbeiter in Calais; dazu sperrten die Behörden wegen der Flüchtlingskrise immer wieder den Eurotunnel. Vor dem Hafen und auf den Autobahnen →



Der Notfallplan: Um den Verkehrskollaps am Ärmelkanal zu verhindern, soll für den Stau aus Tausenden Lkw Platz auf zwei Autobahnen und einem stillgelegten Flughafen geschaffen werden

Autobahn · Fähre in Betrieb · Fähre in Planung
der stillgelegte Flughafen Manston
In Blau: Hier sollen die Lkw zwischenparken

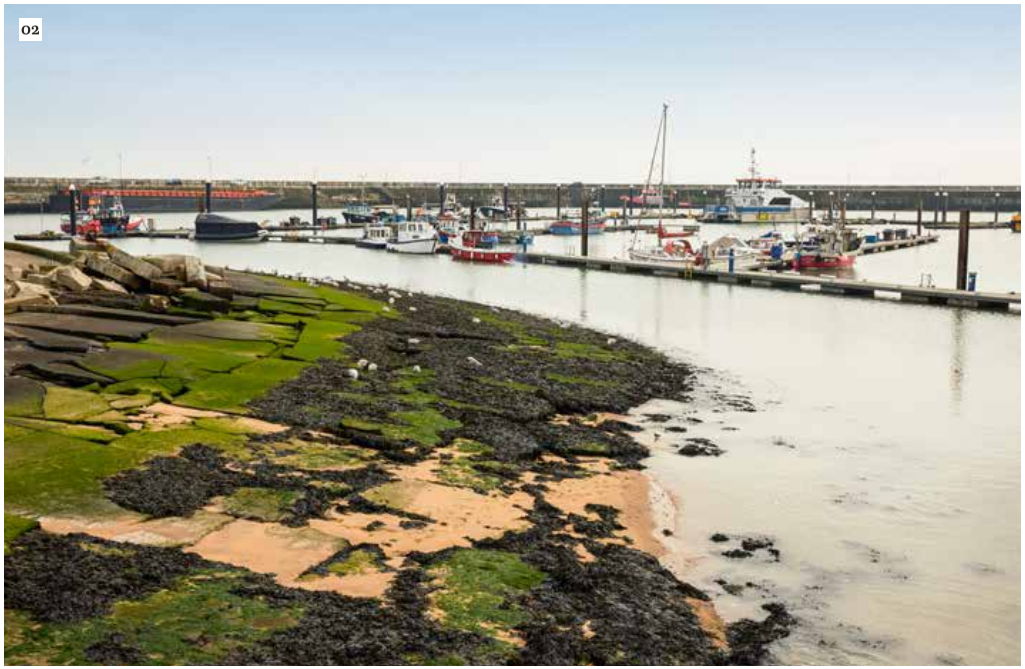
Quelle: eigene Recherche

01
Instrumentenbauerin Claire Dugué bangt um ihre Zukunft. Sie und ihre Familie überlegen, Großbritannien zu verlassen

02
Seit 2013 ist keine Fähre mehr in Ramsgate eingelaufen. Nun soll der Hafen ausgebaggert werden

„GEFANGENE IN IHREN EIGENEN DÖRFERN“

PETER OAKFORD
stellvertretender Vorsitzender des Grafschaftsrats von Kent



standen Tausende Lastwagen in endlosen Kolonnen. Die britische Polizei sperrte die Autobahn M20 über Kilometer und fungierte sie zu einem gigantischen Lkw-Parkplatz um. Der übrige Verkehr, der umgeleitet wurde, kam trotzdem kaum durch. Viele Trucker versuchten, sich über Landstraßen zu ihrem Ziel durchzuschlagen. Mit dem Ergebnis, dass diese Wege dann oft auch blockiert waren.

„Unsere größte Sorge ist, dass es beim Brexit einen totalen Verkehrsstillstand gibt“, sagt Peter Oakford. Der 57-jährige frühere Ölmanager ist stellvertretender Vorsitzender des Grafschaftsrats von Kent. Die Grafschaft hat untersuchen lassen, was im Ernstfall drohen könnte. Ihre Studie liest sich wie ein Katastrophenszenario: Müllberge in den Straßen, Arbeitnehmer, die nicht zur Arbeit kommen, Rettungswagen und Pflegedienste, die stecken bleiben. Selbst die Versorgung mit Lebensmitteln könnte in Gefahr geraten.

„Wir sehen Mobilität als selbstverständlich“, sagt Oakford. „Aber wenn sich die Leute nicht mehr frei bewegen können, werden sie Gefangene in ihren eigenen Dörfern.“ Seit Monaten touren Vertreter des Grafschafts- und des Bezirksrats von Dover, die beide von konservativen Politikern geführt werden, nach London: um die Entscheider auf die Risiken aufmerksam zu machen.

Es hat gedauert, bis sie gehört wurden. Dominic Raab, bis vor Kurzem Brexit-Minister, war noch im Amt, als er im November über den Hafen von Dover sagte: „Mir war nicht bewusst, welches Ausmaß das hat.“

Immerhin gibt es Notfallpläne. Allen voran die „Operation Brock“, die vorsieht, Abschnitte der M20 wieder zum Lkw-Parkplatz zu machen, genau wie eine zweite Schnellstraße und den vor Jahren stillgelegten Flughafen Manston nordöstlich von Dover. Hier auf dem Kent International Airport ließ die Londoner Regierung am 7. Januar den Brexit-Stau proben: 89 Lkw fuhren vom Airport zum Hafen von Dover und wieder zurück. Anschließend erklärte das Verkehrsministerium, die Tour habe sicherstellen sollen, dass es „einen wirksamen Plan für den Fall von Störungen nach dem EU-Austritt“ gebe. Oakford hat da seine Zweifel. „Im Ernstfall werden Tausende Lkw nach Manston kommen.“ Über schmale Sträßchen voller Schlaglöcher.

FÄHRDIENST OHNE SCHIFF

Im alten Hafen von Ramsgate, gut 20 Kilometer nördlich von Dover, baggert seit dem 3. Januar ein niederländisches Spezialschiff den Grund aus. Der kleine Hafen, den seit über fünf Jahren keine einzige Fähre mehr angelaufen hat, soll nun reaktiviert werden und Dover ein bisschen entlasten. 13,8 Mio. Pfund (gut 15 Mio. Euro) hat die britische Regierung dem Unternehmen Seaborne Freight dafür versprochen, dass es zwei Verbindungen täglich nach Ostende in Belgien einrichtet.

Es gab durchaus Spott für die Entscheidung. Das Unternehmen nämlich hat noch nie eine Fähre betrieben. Bis Mitte Januar verfügte es nicht einmal über ein Schiff. Als Journalisten einen Blick in die Allgemeinen Geschäftsbedingungen auf der Website warfen, entdeckten sie, dass die *Terms and Conditions* offenbar von einem Essenslieferdienst kopiert worden waren. Ob Seaborne so tatsächlich schnell für Entlastung sorgen kann, ist mehr als fraglich.

Doch auch jenseits des drohenden Verkehrsinfarkts dürfte der Brexit in Kent Spuren hinterlassen – bei den Unternehmen, die bislang die Nähe zum Kontinent nutzen. In einer kleinen Werkstatt an der Straße vom stillgelegten Airport zum Hafen von Ramsgate etwa bauen der Deutsche Kai Tönjes und seine französische Frau Claire Dugué Musikinstrumente in Handarbeit: Mandolinen, Busukis, Gitarren und Leierkästen.

Vor 18 Jahren sind sie hergekommen, haben eine Familie gegründet und lange das Leben an der Küste genossen. Aber jetzt denken sie darüber nach, Großbritannien zu verlassen. Der Brexit droht ihr Geschäft zu zerstören. „Ich habe mehrere EU-Kunden, die deswegen zögern, bei mir zu bestellen“, sagt Claire Dugué. Zoll und Einfuhrumsatzsteuer könnten die Produkte über Nacht um bis zu 40 Prozent verteuern, dann könnten sie nicht mehr mit der Konkurrenz aus Kontinentaleuropa mithalten. Und für Instrumente, die aus artengeschützten Hölzern gebaut sind, müssten sie womöglich spezielle Zertifikate vorweisen, damit sie in die EU exportieren dürfen.

Aber am meisten hat die beiden getroffen, dass einige Menschen in Ramsgate sie seit dem Brexit-Referendum anders behandeln. „Ich spreche mit meinen Kindern oft Deutsch, auch auf der Straße. Doch am Tag nach dem Referendum haben sich Leute plötzlich nach uns umgedreht“, sagt Tönjes.

64 Prozent der Wähler im Bezirk Ramsgate und 62 Prozent im Distrikt Dover haben für „Leave“ gestimmt. Die Region ist strukturschwach. Schon vor Jahrzehnten machten Kohlegruben und manche Industriebetriebe dicht, brach der einst blühende Tourismus zusammen. Dover ist eine Durchgangsstation geworden. Wer nicht im Hafen oder im Transportgewerbe arbeitet, hat vom nie enden wollenden Verkehr nicht viel, nur Abgase.

So mancher „Brexiteer“ hofft daher noch immer, dass alles besser wird nach dem 29. März. „Brüssel hat uns so viele Vorschriften gemacht, jetzt können wir wieder selbst entscheiden“, sagt Clifford, ein Rentner, der in Dover nahe dem Banksy-Graffiti seinen Hund ausführt.

Aber was ist mit den drohenden Staus? „In Frankreich haben sie dann auch Stau“, sagt er trotzig. ◇

Die Gesichter von Amsterdam

Die niederländische Hauptstadt ist für ihre Vielfalt bekannt. Menschen aus mehr als 180 Staaten leben dort. Warum ist das so? Eine Spurensuche.

VON PHILIPP JACOBS

Ekaterina Kolomyitseva (34) aus Turkmenistan lebt seit 2016 in Amsterdam. Zuvor wohnte sie auch in Frankreich und England. An den Niederländern schätzt sie deren direkte Art.

Kalsang Namgyal (40) aus Tibet kam 2006 nach Amsterdam. „Ich musste mir einen chinesischen Pass besorgen, weil Tibet offiziell zu China gehört. Mittlerweile besitze ich einen niederländischen."

Sobhi Khatib (35) ist gewissermaßen staatenlos. Er wurde in Palästina geboren, das von den Niederlanden nicht als Staat anerkannt wird. Trotzdem fühlt er sich in Amsterdam willkommen.

Ussumane N'djai (48) kam 2001 aus einem vom Krieg zerrütteten Land nach Amsterdam – aus Guinea-Bissau. Seine Kinder leben noch dort. „Hoffentlich kann ich sie eines Tages zu mir holen."

Faten Bushehri (29) aus Bahrain kam zum ersten Mal als Kind nach Amsterdam. „Mit meinen Eltern habe ich das komplette Touristen-Programm durchgemacht." Seit 2014 studiert sie in der Stadt.

Amelia Fernhout (28) stammt aus der Zentralafrikanischen Republik. 1996 kam die heutige Modedesignerin mit ihrer Mutter und deren Mann nach Amsterdam.

FOTOS: MICHIEL VAN NIEUWKERK

Eine Straßenbahn rattert heran. Der Fahrer hupt, um den Touristenherden, die den Bahngleisen wenig Beachtung schenken, seine Anwesenheit mitzuteilen. Fahrradfahrer huschen vorbei. Einheimische sind leicht an der rasanten Fahrweise zu erkennen und an den Handbewegungen, die ein baldiges Abbiegen signalisieren. Wochenendbesucher wirken auf ihrem geliehenen Drahtesel eher wie eine Boje, der die Strömung nichts anzuhaben scheint. Der Dam, Amsterdams bekanntester Platz. Zahlreiche Sehenswürdigkeiten befinden sich hier. Der Königliche Palast und die Nieuwe Kerk etwa. Doch der Dam hat noch eine ganze andere Bedeutung. Von hier entwickelte sich Amsterdam zu einer der wichtigsten Industrie- und Kulturmetropolen Europas, in der heute 180 Nationen leben. Die Vielfalt ist das Erfolgsrezept Amsterdams.

Gut drei Kilometer vom Dam entfernt liegt in südöstlicher Richtung im Stadtteil Amsterdam-Oost die Nachbarschaft Dapperbuurt. Sie ist bekannt für ihren Tagesmarkt, der neben dem Albert-Cuyp-Markt einer der größten und meistbesuchten in Amsterdam ist. In den Warenauslagen der Verkäufer liegen exotische Früchte, afrikanische Kosmetikartikel, Tücher, türkische Süßspeisen, geräucherter Schinken. An den Straßen reihen sich libanesische Restaurants an spanische, surinamische und japanische.

Sobhi Khatib wartet in der Bar Botanique, mediterranes Ambiente. Das Avocado-Sandwich ist beliebt. „Wir sind doch alle Touristen", sagt Khatib und deutet auf die Menschen um ihn herum. Der 35-Jährige ist staatenlos. Khatib stammt aus Palästina, das derzeit von 136 der 193 UN-Mitgliedsländer als eigenständiger Staat anerkannt wird. Deutschland, aber auch die Niederlande sind nicht darunter. Trotzdem fühlt er sich hier willkommen.

„Ich habe bereits in mehreren Städten gelebt, doch es gibt nur zwei, in denen ich mich von Anfang an wohl gefühlt habe: Das waren Berlin und Amsterdam", sagt Khatib. In Tel Aviv studierte er an einer britischen Universität, schloss das Studium mit einem Bachelor ab. Früh stand für ihn fest, dass er nicht nach Palästina zurückkehren möchte. „Mein Vater sagte mir, ich solle gehen und mein Leben leben. Meine Mutter konnte es dagegen nicht verstehen", sagt Khatib. Auch viele seiner Freunde fragten, warum er Palästina verlassen wolle. Das Land gehe zugrunde, wenn alle jungen Menschen wie er gingen. Aber Khatib hörte auf den Rat seines Vaters und verließ Palästina.

Eigentlich wollte er nach Paris, doch für ein Praktikum zog es ihn zunächst nach Deutschland. Erst in die Wagner-Stadt Bayreuth, später nach Mainz, wo er einige Monate für das ZDF arbeitete, bis er schließlich in Berlin beim arabischen Nachrichtensender Al Dschasira landete. Für seinen Master ging Khatib jedoch kurz darauf nach Pisa, wo er seine heutige Frau Elena kennenlernte. Sie war es auch, die Khatib nach Amsterdam lockte. „Elena hatte eine Stelle in den Niederlanden bekommen, und wir führten eine Fernbeziehung", erklärt Khatib. „Eines Tages rief sie mich an und fragte mich, ob ich sie liebe. Ich sagte: ‚Natürlich liebe ich dich', woraufhin sie entgegnete: ‚Willst du mich heiraten?' Ich war so perplex, dass ich zuerst lachen musste. Doch ich habe ‚ja' gesagt."

Khatib zog mit seiner künftigen Frau nach Amsterdam. Sie heirateten in der Stadthalle. „Für mich war das schon sehr besonders, denn an demselben Ort fand einst die erste Hochzeit eines homosexuellen Paares statt", sagt Khatib. Von Anfang an habe er bei Amsterdam ein gutes Gefühl gehabt. „Es interessiert hier niemanden, wie du aussiehst. Ganz anders übrigens als in Bayreuth", sagt Khatib und lacht.

Auf der Suche nach den Ursachen für Amsterdams Weltoffenheit kommt man unweigerlich wieder am Damplatz vorbei – dort, wo alles begann. Im 13. Jahrhundert bestand die Region aus einer weiten Sumpflandschaft. Um das Jahr 1250 herum siedelten sich die ersten Bauern und Fischer an. Der weiche, wässrige Boden und die vielen kleinen Flüsse machten eine Bebauung schwierig. Daher errichtete man Dämme, die das Wasser aufhielten und die Siedlung vor Sturmfluten schützten. An der Stelle des heutigen Königlichen Palastes bändigten die Bauern mit einem Damm den Fluss Amstel. Später ergab sich daraus der Name Amsterdam.

Wie es danach weiterging, weiß am besten Kees Zandvliet. Er ist Professor für Geschichte an der Universität Amsterdam und forscht seit Jahren zur Historie der Stadt. Zandvliets Büro liegt im ersten Stock eines Anbaus des Amsterdam-Museums – einem ehemaligen Waisenhaus. Im Erdgeschoss ist das Museumscafé zur Mittagszeit gut besucht. „Die heutige Vielfalt Amsterdams lässt sich auf zwei Episoden in der Geschichte der Stadt zurückführen", sagt Zandvliet. Er erzählt vom sanften Aufstieg. Noch einige Hundert Jahre lebten die Bewohner hauptsächlich vom Fischfang. 1369 trat Amsterdam der Hanse bei. Der Handel wuchs, was immer mehr Kaufleute anzog. In die erste Phase der Blütezeit fielen jedoch auch mehrere Katastrophen, derer noch heute – der Überlieferung nach – auf dem Stadtwappen in Form von drei Kreuzen gedacht wird: Fluten, Feuer und die Pest.

Die Vorreiterstellung übernahm zunächst eine ganze andere Stadt: Antwerpen, das damals wie Amsterdam unter der Herrschaft der Burgunder, später der spanischen Habsburger (ab 1522) stand. Mehrere Jahrzehnte war Antwerpen reichste Handelsstadt Europas – bis zur Rebellion der Niederländer gegen die spanische Obrigkeit.

Es war ein Religionskrieg: Calvinisten gegen Katholiken. Der protestantische Norden der damaligen Niederlande erklärte 1579 formell seine Unabhängigkeit von der spanischen Krone. Es kam zu schweren Gefechten wie 1584 bei der Belagerung Antwerpens durch spanische Truppen. Die Stadt musste nach einem Jahr kapitulieren, wirtschaftlich gebeutelt und teilweise zerstört. „Als die Holländer kurz darauf als Vergeltung den Unterlauf der Schelde sperrten, war der Untergang Antwerpens besiegelt", sagt Zandvliet. Die Wirtschaft der südlichen Provinzen brach danach zusammen. Von den etwa 100.000 Bewohnern Antwerpens blieben nur 40.000. Viele der gut ausgebildeten und erfahrenen Abwanderer zogen in den Norden und ließen sich in Amsterdam nieder – die erste bedeutende Episode.

Typisch Amsterdam: Die Prinsengracht ist der äußerste Kanal des Grachtengürtels – und mit 3,2 Kilometern der längste.

FOTO: KAV DADFAR/DPA

Verlässt man die heutige quirlige Metropole weiter in südöstlicher Richtung, erreicht man die kleine Gemeinde Diemen, 26.000 Einwohner, hauptsächlich Studenten und Jungunternehmer. Die Start-up-Dichte ist hier sehr hoch, weil Arbeitsraum im Vergleich zum preislich entglittenen Stadtkern Amsterdams bezahlbar ist.

In einem Industriegebiet, das so in jeder Kleinstadt zu finden ist, liegt die Schneiderei von Amelia Fernhout. Die 28-Jährige bezeichnet sich als „Allround Fashion Specialist". Sie entwirft Kleider für Frauen und hat mit „ROTNF" („Revelation Of The Fashion") ein eigenes Modelabel gegründet. Amelia Fernhout stammt aus der Zentralafrikanischen Republik. „Viele wissen überhaupt nicht, dass es dieses Land gibt", sagt Fernhout. Neben ihrem Schreibtisch steht ein Kleiderständer mit schwarzen und dunkelgrünen Abendkleidern. Das sanfte Rattern einer Nähmaschine ist zu hören.

Amelia Fernhout kam im Alter von sechs Jahren nach Amsterdam. Ihre Mutter hatte sich vier Jahre zuvor in einen Niederländer verliebt, den sie bei dessen Reise durchs Land kennengelernt hatte. „Ich erinnere mich noch, dass wir im August mit unseren dicksten Wintermänteln und Tierfellen am Flughafen Schiphol standen. Die Leute müssen uns für verrückt gehalten haben, aber das Einzige, was ich damals über die Niederlande wusste, war, dass es dort angeblich kalt ist", sagt Fernhout.

In der Zentralafrikanischen Republik, dem ärmsten Land der Erde, habe sie nie viele Freunde gehabt, erzählt die 28-Jährige. „Ich war ein sehr scheues Mädchen." All das habe sich geändert, seit die Familie in Amsterdam lebt. „Hier habe ich sofort Freunde gefunden. In Amsterdam ist einfach alles gut. Niemand schaut dich hier an, als seist du anders. Denn hier ist jeder anders."

Gegenüber dem Anderen war Amsterdam schon immer aufgeschlossen. Kaufleute, die aus Antwerpen die Stadt erreichten und für den Aufschwung Amsterdams sorgten, erhielten zum Dank weitreichende Rechte, egal ob sie Juden, Protestanten oder Katholiken waren. Auch die Herkunft spielte keine Rolle. Die Toleranz Amsterdams sprach sich herum. Immer mehr Händler und Intellektuelle kamen, sie führten die Stadt schließlich ins Goldene Zeitalter: eine gut 100-jährige wirtschaftliche wie kulturelle Blütezeit im 17. Jahrhundert. Es war die zweite bedeutende Episode der Stadt.

Fast 7000 Kaufmanns- und Lagerhäuser sowie 1300 Brücken aus dem 16. bis 18. Jahrhundert zeugen heute noch vom Goldenen Zeitalter. Ende des 17. Jahrhunderts verlor Amsterdam allerdings an wirtschaftlichem Einfluss, weil ein Krieg mit Frankreich und England wichtige Handelsrouten nach Südasien blockierte. Spätestens seit Ende des Zweiten Weltkriegs ist Amsterdam wirtschaftlich von Rotterdam abgehängt. „Amsterdam blieb aber das Zentrum für Meinungsbildung in den Niederlanden – und auch weit darüber hinaus", sagt Historiker Kees Zandvliet.

Vor zwei Jahren begann die Stadt, dem Mythos der 180 Nationen auf die Spur zu gehen. Man rief alle Einwohner, die nicht aus den Niederlanden stammen, auf, sich zu melden. Am Ende stand das Projekt „180 Amsterdammers". Tatsächlich fand die Stadt für 180 Nationen einen Vertreter. So manche Staatsangehörigkeit gibt es nur wenige Male. Amelia Fernhout und ihre Mutter sind laut der Erhebung die einzigen Menschen in Amsterdam, die aus der Zentralafrikanischen Republik stammen.

Das Projekt machte noch weitere „letzte Mohikaner" der Öffentlichkeit bekannt: den Musiker Ussumane N'djai zum Beispiel. Er lebt seit 2001 in Amsterdam und kommt ursprünglich aus Guinea-Bissau – wie sonst niemand in der Stadt. In Videos auf Youtube trägt N'djai, schwarze Rastalocken, meist einen Poncho in den Landesfarben seiner früheren Heimat: Schwarz, Rot, Grün, Gelb. „In meinem Land herrscht Krieg, politische Unruhen sind an der Tagesordnung", sagt N'djai. Seine Kinder musste er in dem westafrikanischen Küstenstaat mit seiner Schwester alleinlassen. „Ich vermisse sie so sehr und hoffe, dass ich sie bald nach Amsterdam holen kann. Die Stadt hat mir Freiheit gegeben. Das wünsche ich mir auch für meine Kinder", sagt N'djai.

Alle Geschichten des Projekts „180 Amsterdammers" gibt es online unter: www.180amsterdammers.nl (in englischer Sprache)

Maserung nach Maß

Die österreichische Möbelmanufaktur Team7 holt den Wald in die Küche. Und gestaltet sie bis in die kleinste Verästelung. Ein Werkstattbesuch

Text: Rebecca Sandbichler
Fotos: Regina Recht

Mit Holz malen. Das ist die Aufgabe von zwei Frauen im Plattenwerk von Team7, dem oberösterreichischen Spezialisten für maßgefertigte Küchen aus massivem Holz. Die beiden sehen nicht wie typische Künstlerinnen aus – mit ihren praktischen Frisuren, den weiten Arbeitswesten und den blau-grauen Handschuhen. Doch was sie tun, sieht nach Flow aus: Behutsam wenden sie zentimeterdünne Latten aus Eiche und prüfen, welche Latten nebeneinander ein stimmiges Muster, ja tatsächlich ein Bild aus Holz ergeben werden. Das fertige Werk wird verleimt und die Wand einer Kücheninsel oder eine Baroberfläche zieren.

Team7-Chef Georg Emprechtinger steht im schmal geschnittenen Anzug und schwarzen Wollmantel dabei und schaut seinen Mitarbeiterinnen über die Schulter. „Für diese Arbeit muss man die Schönheit im Holz erkennen“, sagt er und dreht einen der dünnen Zuschnitte um. „Jede Seite hat eine andere Maserung.“

Wer eine Küche aus Holz kauft, holt sich ganz bewusst dieses Spiel der Natur ins Haus. Wer sich für eine Küche von Team 7 entscheidet, geht noch einen Schritt weiter: Denn vom Korpus des Oberschranks bis zum Einsatz der Besteckschublade bestehen diese im Gegensatz zu vielen anderen Herstellern fast gänzlich aus offenporigen, möglichst naturbelassenen Laubhölzern. „Unsere Kunden sind Menschen mit einem Gespür für das Lebendige“, sagt Emprechtinger.

Mit großen Schritten führt der hochgewachsene Firmenleiter durch sein Werk und bleibt an einem der Metallregale stehen, in denen Platten trocknen. Zärtlich streicht er übers Holz, beugt sich hinunter und schnuppert daran. Es ist der Geruch seiner Kindheit, eine flüchtige Erinnerung an das Sägewerk seines Vaters. Seine Faszination für den natürlichen Rohstoff hat er nie verloren: „Hundert Jahre vergehen, bis man einen jungen Stamm verwenden kann”, sagt er. „In denen kommen der Wind, das hohe Gras oder die Käfer. Es ist schon ein kleines Wunder, wenn ein Baum das schafft.”
Der heute 59 Jahre alte Unternehmer stieg kurz vor der Jahrtausendwende als Geschäftsführer in die Tischlerei Team7 in Ried im Innkreis ein. Vor zwölf Jahren kaufte er die Tischlerei und baute das Unternehmen zu einem Hidden Champion der Maßmöbelindustrie aus. Mit 715 Mitarbeitern, Flagshipstores und Partnerstudios in mehr als 30 Ländern und rund 100 Millionen Euro Jahresumsatz bedient Team7 eine wachsende Nische: Designküchen aus Massivholz.

Gefertigt wird auf Bestellung

Deutschland ist der wichtigste Markt, aber auch in den wohlhabenden Schichten Chinas oder Russlands hat das Holz die Küche erobert. „Das Natürliche empfinden viele Menschen als den neuen Luxus," sagt Emprechtinger. Was nicht bedeutet, dass über das Holzbild der Maßküche allein die Natur entscheiden muss. Ein japanischer Starregisseur überließ zuletzt nichts dem Zufall. „Er flog mit seiner ganzen Familie extra aus Tokio hierher, um mit uns seine Fronten zu gestalten".

Möglich ist das, weil in den beiden Werken in Pram und Ried nicht einmal ein kleines Regal auf Vorrat entsteht; jedes einzelne Stück gehört zu einer individuellen Kundenküche. „Wir holen das jeweils passende Holz vom Stapel, schneiden es auf und verarbeiten es nach und nach weiter." Da Küchen mit Wohn- und Essbereich verschmelzen, soll die Maserung einer Arbeitsfläche auch mit dem Couchtisch oder Sideboard von Team 7 zusammenspielen.

Gutes Holz braucht Zeit

Mindestens zwölf Monate lang sollen die europäischen Laubhölzer trocken, aus denen die Küchen entstehen. Nicht nur Allergiker profitieren von offenporigen Massivholzmöbeln: Sie wirken antistatisch und binden Feinstaub aus der Luft. Als Möbelbauer müsse man Respekt vor dem Werkstoff haben, sagt Emprechtinger. Der hat seine Launen und quillt etwa oder schwindet. „Man kann nicht gegen die Kraft des Holzes arbeiten, da verliert man."

Ohne die patentierte Dreischicht-Plattentechnik könnte Team7 die Designansprüche der Kunden nur schwer aus reinem Holz umsetzen. Zu instabil wäre die leichte Linienführung der „Filigno"-Serie. Aber auch die beliebten, besonders dicken Barplatten könnten ohne ausgeklügelte Holztechnik nicht lange überleben. „Eine durchgängige Platte würde schnell reißen" sagt Emprechtinger.

Darum entwickelten Team7-Designer ein fein verästeltes Fräsungsmuster, durch das auch dicke Arbeitsplatten leicht bleiben und Spannung aushalten. Wie der Querschnitt eines Labyrinths sieht das Konstrukt aus Fichtenholz aus, auf das noch Nussbaum, Kirsche oder Eiche gesetzt wird. Die fertigen Platten werden 14 Kilometer weiter, ins Möbelwerk im benachbarten Ried im Innkreis gefahren. Dort fräsen und bohren Spezialisten sie nach millimetergenauen Abmessungen für jeden einzelnen Kunden. „In der Länge oder Breite sind wir flexibel", sagt der 35 Jahre alte Qualitätsmanager Patrick Assenbrunner. Aber auch unförmige Dunstabzüge, verwinkelte Mauervorsprünge oder zusätzliche Kabelauslässe sind kein Problem.

In den Fertigungshallen riecht es nach Wald

Darum wird hier noch viel von Hand gemacht: Die Männer und Frauen in der Oberflächenabteilung füllen feine Risse im Holz oder schleifen unzugängliche Stellen nach. In der Montage befestigt ein Tischler einen verschachtelten Oberschrank mit großen Schraubzwingen. Währenddessen versprühen Düsen hoch über ihren Köpfen regelmäßig feuchten Nebel, damit sich das offenporige Holz in der warmen Halle nicht verzieht.

Es soll seine wertvollen Eigenschaften behalten, keine Schadstoffe abgeben, aber die Belastungen einer Küche vertragen. Mit weichen Schwämmen oder feinem Sprühnebel tragen die Mitarbeiter der Ölerei darum eine natürliche Schutzschicht auf: hauptsächlich Leinöl, vermischt mit Soja- und Sonnenblumenöl, Bienen- und Carnaubawachs. Hier riecht es nicht chemisch, sondern angenehm nach Wald. Patrick Assenbrunner erinnert sich, wie er als junger Tischler in der Werkstatt noch dicke Schichten Lack auf edles Holz aufgetragen hat. „So etwas würden wir nie machen”, sagt auch sein Chef Georg Emprechtinger und schüttelt sich leicht, als er an Wohnwände aus dunkel gebeizter Eiche denkt. Es sind Anekdoten aus einer anderen Welt.

Wiebke Bolle

Mutter, Mutter, Kind

Tanja und Mareke sind schon ihr halbes Leben lang ein Paar. Sie wünschen sich ein Kind, doch der Staat lässt sie damit allein. Der Beginn einer Zerreißprobe.

Um sich ihren größten Wunsch zu erfüllen, brechen Mareke und Tanja früh am Morgen auf. Sie fahren quer durch Ostfriesland, vorbei an platten Feldern, schlafenden Höfen, entlang der Nordseeküste und dann über die dänische Grenze. Nach knapp sechs Stunden erreichen die Kinderwunsch-Klinik in Aarhus. Endlich wollen sie eine Familie werden.

So erzählt das Paar von einer ihrer Fahrten nach Dänemark. Fünf Mal waren Tanja und Mareke schon dort. Beide sind Mitte 30 und versuchen seit drei Jahren, durch künstliche Befruchtung ein Kind zu bekommen. In Deutschland wird es Frauen schwer gemacht. Weil die Rechtslange unklar ist, wollen ihnen die meisten Ärzte und Ärztinnen nicht helfen. Sie hätten Angst, den Unterhalt für das Kind zahlen zu müssen, sagt Psychologin Constanze Bleichrodt. Sie arbeitet an einer Samenspendebank in München und berät lesbische Paare beim Kinderwunsch. „Die Frauen werden allein gelassen. Ihnen wird viel zugemutet."

Ein Problem ist das Abstammungsrecht: Die zweite Mutter wird – anders als ein Vater – nicht automatisch als diese anerkannt. Sie muss das eigene Kind nach der Geburt erst adoptieren, was im Schnitt zwölf Monate dauert. Das nennt man „Stiefkindadoption". Solange hat das Kind nur einen Elternteil. Justizministerin Katarina Barley möchte das nun ändern und die Rechte von homosexuellen Eltern stärken (**SZ**).

Schon im vergangenen Jahr sind zwei Regelungen entschieden worden, die es lesbischen Paaren einfacher machen. Der Samenspender kann nicht mehr als Vater verantwortlich gemacht werden, was dazu führt, dass Spender weniger Bedenken haben (**BGBL**). Und die **Bundesärztekammer** legte fest, dass Kliniken nicht nur Hetero-Paare behandeln dürfen. Diese Entscheidung liegt aber weiterhin bei den Ärzten. Die meisten machen es nicht.

Der Kinderwunsch ist jedoch auch eine Geldfrage. Die Behandlung würde Mareke und Tanja hier mehrere tausend Euro kosten, in Dänemark zahlen sie weniger als die Hälfte. Vielen bleiben also nur die Kliniken im Ausland. Dort geht es dann ganz schnell: „Es ist ähnlich wie beim Frauenarzt. Man wird untersucht – und dann wird der Spendersamen eingespritzt", sagt Mareke. Doch künstliche Befruchtung ist komplex. Es ist gar nicht so leicht, schwanger zu werden: Die Wahrscheinlichkeit liegt bei 20 bis 30 Prozent (**Cryobank**). Immer wieder treten Mareke und Tanja die Reise an. Jedes Mal hoffen sie, dass es klappt.

„Ohne Mareke hätte ich längst aufgegeben“, sagt Tanja und blickt auf den frostigen Waldboden. Es sind nur ein paar Grad über Null an diesem Nachmittag Mitte Dezember. Jeden Tag spaziert die zierliche Frau durch den dichten Wald, an ihren Beinen klebt Hündin Lucy. „Was Mareke sich in den Kopf setzt, das zieht sie durch“, sagt sie und zippelt an ihrem Schal.

Für Tanja, 35, ist Lucy, 10, fast so etwas wie ein Kind. Mareke denkt genauso.

Tanja bleibt auf dem Waldweg stehen. Sie selbst hätte schwanger werden sollen. „Es hat einfach nicht geklappt“, sagt sie leise. Jetzt soll Mareke das Kind bekommen. Gerade macht sie eine Kur in der Nähe von Lübeck und Tanja ist allein in ihrem Bauernhaus in Ostfriesland.

Vor 17 Jahren lernt sich das Paar in der Disco kennen, der Beginn einer Jugendliebe. Neun Jahre später heiraten sie. Den Antrag bekommt Tanja auf der Geburtstagsparty einer Freundin. Plötzlich blinkt ihr Handy auf. Eine Nachricht: „Willst du mich heiraten?“ Tanja reist den Kopf herum, schaut ihrer Freundin in die Augen – und sagt ja.

Kurz zuvor waren sie für eine Weile getrennt, weil Tanja früher oft eifersüchtig war. Mareke braucht damals Abstand. Tanja war am Boden zerstört. „Das war furchtbaaar“, ruft Tanja in den Wald hinein. Sie habe Mareke nachgeweint. Doch dann lernt Tanja ihre neue Freundin kennen. Einen Tag bevor sie zu ihr nach Nürnberg ziehen will, lotst man sie auf einen Parkplatz. Dort steht Mareke mit einem Blumenstrauß vor ihrem alten Wagen. Aus dem Kofferraum spielt ihr Lied: der Titelsong von Dirty Dancing.

'Cause I've had the time of my life

Einmal „Time of my Life“ spüren, einmal tanzen wie Jennifer Grey und Patrick Swayze: Zum zehnjährigen Hochzeitstag wollen sie eine Gartenparty schmeißen und dafür einen Tanzkurs machen. „Nur die Hebefigur lassen wir weg", sagt Tanja schnell.

Sie überquert eine Klinkerstraße und erreicht das Bauernaus mit dem roten Dach. Mareke ist hier aufgewachsen. Früher, sagt Tanja, hätte sie sich niemals vorstellen können, auf dem Land zu leben. Sie ist in Stuttgart geboren, hat später in Emden und Aurich gewohnt. Nach sieben Jahren Dorfleben könne sie sich nichts anderes mehr vorstellen. Da ist Ruhe statt Lärm, Weite statt Enge. Morgens hört man nur Wind und ein paar Vogel.

Sommer, 2011: Tanja und Mareke heiraten. Es sollte nur eine kleine Feier werden. Dann trinken alle bis spät in die Nacht Bier und essen Pizza.

Tanja zeigt auf die Wildblumenwiese hinter dem Haus: „Nichts ist so schön, wie zu beobachten, dass etwas wächst.“ Im Garten hacke Mareke eher Holz und sie selbst pflanze Zwiebeln an. Dann kramt sie nach den Hochzeitsfotos. Darauf ist das frisch getraute Paar zu sehen, wie es durch ein Spalier aus Menschen mit Rosen in den Händen läuft. Tanja trägt ein knielanges Brautkleid, Mareke einen weißen Hosenanzug. Beide lachen.

Tanja braucht jemanden, der ihr die Angst nimmt. Jemanden wie Mareke.

Mareke ist schon seit drei Wochen in Bad Schwartau. Der Kurort liegt etwa zehn Minuten von Lübeck entfernt. An einem Samstagmittag kurz vor Weihnachten lehnt Mareke an einem Geländer vor dem Bahnhof. Ihre Haare sind wenige Zentimeter kurz, durch die rechte Augenbraue trägt sie einen Ring. Mareke sagt, sie sammle Kraft für die nächsten Monate. Besonders die weit entfernte Klinik stresse sie, weil sie Aarhus immer vor dem Eisprung erreichen müssten.

Mareke stakst zum Naturpark neben dem Kurhaus. Hier gibt es einen Hügel, von dem man den bergigen Horizont sieht. Es duftet nach Kiefernnadeln, Mareke nimmt einen tiefen Atemzug. Keiner könne sich vorstellen, sagt sie, dass sie bald womöglich einen Bauch vor sich her trage. „Ich bin weniger die Mutter, eher der Kumpeltyp.“ Tanja sei so eine Mutter, ein „Herzmensch“, wie Mareke es nennt.

Von dem Kinderwunsch erzählen Tanja und Mareke ihren eigenen Müttern nicht. Das Verhältnis zu ihnen ist nicht gut. Tanjas Mutter entscheidet sich vor Jahren gegen ihre Tochter und für den Stiefvater. Mareke hält oberflächlich zu ihrer Mutter Kontakt. „Wir reden nicht. Da ist etwas kaputt“, sagt sie. Als sie 17 ist, outet sie sich. Ihre Mutter kann das nicht akzeptieren. Mareke zieht aus und bricht den Kontakt zur Familie ab. „Meine

Mutter“, sagt sie mit fester Stimme, „hat mich bis heute nicht zuhause besucht.“ Wenn sie bei ihrer Oma Tee trinkt, und die Mutter dabei ist, küsst sie Tanja nicht.

Mareke, 37, steht dort, wo sie aufgewachsen ist – und sich mit ihrem Vater versöhnt hat.

Anfang Januar kommt Mareke von der Kur zurück. Doch es hat sich etwas verändert. Tanja zieht aus und nimmt Hündin Lucy mit. Beide wollten es der anderen immer nur recht machen, sagen sie. Am Ende haben sie sich dabei selbst verloren. Tanja ist für Mareke aufs Land gezogen und ein bisschen ist sie vielleicht auch enttäuscht, dass sie das Kind nicht bekommen konnte. Mareke ist erschöpft, weil sie immer die Starke sein musste. Sie brauchen Abstand. Nach einigen Wochen ist klar, dass dies das Ende ist.

Die vielen Versuche, schwanger zu werden, sind eine Zerreißprobe für die Beziehung gewesen. Erst hoffen sie, dann sind sie enttäuscht, wieder Hoffnung, und Enttäuschung. Eigentlich wollen Tanja und Mareke nur gute Mütter sein, es besser machen als ihre eigenen. Nähe zeigen, liebevoll sein und immer für ihr Kind da. Es akzeptieren, wie es ist. Ein Kind sollte sie wieder näher zusammenbringen, doch der unerfüllte Wunsch hat sie weiter voneinander entfernt. Wenn auch nicht gemeinsam, können sie irgendwann vielleicht die Familie sein, die sie immer sein wollten. Mutter, Mutter und Kind. Dafür könnte aber auch der Staat mehr tun.

Ernest Hemingway über William Faulkner:

„Poor Faulkner. Does he really think big emotions come

from big words?“

Anschauliche Details sollen ein möglicherweise abstraktes Thema zum Leben erwecken, einen Menschen unvergesslich machen, genau das Maß an Gefühlen wecken, dass der Leser braucht, um sich Zusammenhänge zu merken.

Das gelingt nicht, wenn es so klingt:

„Sie war eine zierliche Frau."

„Mohammed, 28, schwarze Haare, schwarze Lederjacke."

„....sagte er und rührte in seinem Latte Macchiato."

.... wenn nur die Erwartung des Lesers bestätigt werden:

„Die Luft roch nach Frühling. Die Wiesen waren von einem satten Grün. Die Sonne strahlte mild."

Details sollten eher nicht....

...überflüssige Details anhäufen, Redundanzen, Erwartbares oder immergleiche Bilder aneinanderreihen (Junge Männer in einem Krisengebiet polieren/laden/spielen mit Waffen) kurz: wenn sie dem Leser durch ihre Geschwätzigkeit die Möglichkeit nehmen, selbst ein Bild im Kopf zu entwickeln.

Sondern idealerweise...
...kein Selbstzweck sein. Ein Geruch, Geschmack oder Gegenstand ist wichtig, wenn er für die Geschichte eine Rolle spielt – und sei es nur, um einen Widerspruch zur Erwartungshaltung zu verdeutlichen. Als reiner Beleg der journalistischen Beobachtungsleistung sind sie wertlos.

Sinai:
„In einem Beduinentaxi umfahren wir die Checkpoints am Ortsausgang von Al Arish und folgen den Wüstenpisten in Richtung israelische Grenze. Ziegenherden, dorniges Buschwerk, Geröll. Viele der einfachen Kastenhäuser sind halb verfallen.

Frauen schleppen Wasserkanister von Brunnen nach Hause. Im Schatten einer Akazie polieren Jugendliche ihre Pistolen.“ (SZ Magazin, 19.7.2013)

Syrische Köchin:
„Wie es roch, daheim in Damaskus, in dem Haus mit den zwei Gängen, einer links, einer rechts, das große Zimmer der Eltern, die Küche, in der die Mutter stand und Auberginen mit Bulgur und Gemüse füllte, Stunde um Stunde... Malakeh Jazmati schließt die Augen, sagt: Die Mutter riecht nach Seife, nach Mandeln und Aprikosen, nach Kiefern und Rosenblüten, die in der Sonne trocknen für den Sirup. Dschallab, hast du es probiert? Sie holt ein Glas aus dem Schrank, ein Spritzer roter Saft, den sie so liebt, dazu Rosensirup, süß wie Zuckerwatte, sie rührt das Getränk mit dem Löffel, gibt Pistazien und Mandeln dazu und, wichtig, ein paar Blätter frische Minze.“ (SZ vom 17.7.2017)

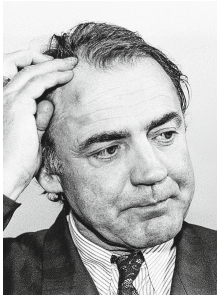
Georgien:
„Auf dem Dach eines der berühmten Tifliser Schwefelbäder steht ein Männerchor und singt einem Kamerateam gregorianische Choräle vor, woraufhin der blonde, auffallend aktive Regisseur zwei Mal in die Hände klatscht und auf Österreichisch ruft, dass das „super, super“ gewesen sei. Eine frisch geföhnte ältere Dame steht vornübergebeugt, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, auf dem Bürgersteig und bellt ohne Eile einen irritierten Labrador an. Und über allem thront auf einem Bergkamm, am höchsten Punkt über der Stadt, ein blinkendes Riesenrad. Es ist tatsächlich alles wie bei Fellini.“
(SZ vom 9.10.2018)

Zu wenig Gäste, aber viel Lob

Wortlaut Am Sonntagabend ist das Sankt Galler Literaturfestival Wortlaut zu Ende gegangen. Mit 1800 Besucherinnen und Besuchern lag die Zuschauerzahl laut den Organisatoren unter den Erwartungen. Die neue Festivalleiterin Rebecca C. Schnyder schreibt, dass sie trotzdem zufrieden sei: «Wir haben viele schöne Rückmeldungen zum Programm erhalten.» Eine hohe Wertschätzung seitens der Autorinnen und Künstler, viel Lob für ein vielfältiges Programm in den vier Reihen Laut, Luise, Lechts, Rinks sowie frühlingshaftes Wetter, das zu literarischen Entdeckungen einlud – so könne das elfte Literaturfestival Wortlaut zusammengefasst werden. Besonders gut besucht waren die kostenlosen Ostschweizer Lesungen im Splügeneck. Die Focacceria diente als Festivalzentrum mit Buchbeiz und Illustrationskiosk. Das zwölfte Sankt Galler Literaturfestival Wortlaut findet vom 27. bis 30. März 2020 statt. *(red)*

Bruno Ganz nochmals im Kino

Filmreihe Die Nachricht vom Tod von Bruno Ganz am 16. Februar ging um die Welt. Das St. Galler Kinok würdigt den grossen Bühnen- und Filmschauspieler diesen Monat mit einer Filmreihe. Es zeigt Ganz, der für seine mitunter risikofreudige Rollenwahl bekannt war, in einigen seiner berühmtesten Rollen: als lebensmüder Kellner in «Pane e tulipani», als liebender Engel in «Der Himmel über Berlin», als Adolf Hitler in «Der Untergang», als glückloser Tüftler in «Der Erfinder» und als liebevoller Grosvater in «Vitus». Auch das Cinema Luna in Frauenfeld widmet dem Sohn eines Schweizer Fabrikarbeiters und einer Norditalienerin eine Filmreihe mit den besagten Kinofilmen. Ganz schmiss das Gymnasium kurz vor der Matur, liess die von der Mutter besorgte Lehrstelle als Maler sausen und besuchte Abendkurse an der Schauspielschule. *(red)*



Bruno Ganz spielte liebende Engel und müde Kellner. Bild: KEY

«Nijinski» ist die dritte Produktion, die Pianist Adrian Oetiker mit dem Ballett Zürich spielt. Bild: Adriana Ortiz Cardozo (Zürich, 30. März 2019)

Er lässt sie mit den Ohren tanzen

Ballett Wenn Adrian Oetiker Klavierkonzerte spielt, sitzt er im Rampenlicht. Doch beim Ballett Zürich hockt er unsichtbar im Orchestergraben. Der St. Galler findet die besondere Verbindung zur Bühne wunderbar.

Julia Nehmiz
julia.nehmiz@tagblatt.ch

Tosender Applaus im ausverkauften Zürcher Opernhaus. Bravorufe für die Tänzer, die eineinhalb Stunden Leben, Lieben und Leiden der Tänzerlegende Nijinski verkörperten. Auch unten im Orchestergraben wird applaudiert, nur etwas leiser. Geiger, Bratschistinnen, Cellisten, alle klopfen mit ihren Bögen auf die Notenständer. Ihr Applaus gilt nicht den Tänzern: Sie applaudieren Adrian Oetiker. Der Pianist grinst und zieht seine Hemdärmel unterm Frack vor. Der Konzertmeister schüttelt ihm die Hand, der Dirigent, die erste Bratsche. Händeschüttelnd schlängeln sich Oetiker und Dirigent durchs Orchester ins Treppenhaus, hinauf auf die Bühne. Und dann gibt es auch für den Pianisten Bravorufe.

Normalerweise sitzt Adrian Oetiker im Rampenlicht, wenn er Klavierkonzerte spielt. Nicht so im Opernhaus Zürich: Hier hockt Oetiker, 50, preisgekrönter Pianist, Professor an den Musikhochschulen München und Basel, fürs Publikum unsichtbar im Orchestergraben. Und spielt quasi die Begleitmusik fürs Ballett.

So würde das Oetiker nie sehen. Er spielt zwei Klavierkonzerte. Einfach im Graben. Er liebt die Vorstellungen im Opernhaus. «Wann sonst kann man als Pianist hier spielen?» Das Besondere für ihn ist die Nähe zum Orchester. Sein Flügel steht mitten drin, vor dem Dirigenten, umringt von Geigen, Viola, Celli. Er badet im Klang, sagt Oetiker.

Noch etwas stimmt genau für ihn: Chopins grosser Wunsch war es, Opern zu komponieren. Doch dazu kam es nicht. Aus Oetikers Sicht sind die Klavierkonzerte zu Opern geworden. In Zürich werden sie nun zu Ballett. Am 9. März war Premiere, Marco Goeckes Choreografie ist ein Erfolg – an dem auch Oetiker einen Anteil hat. Der Pianist war bei den Proben dabei, drei Wochen übte er mit den Tänzerinnen und Tänzern im Studio. Darauf hatte er bestanden: «Damit sie sich daran gewöhnen, ich spiele ja nicht immer gleich.» Jetzt tanzen die Tänzer bei ihm mit den Ohren.

Es ist sein Chopin, er muss seine Ideen ausleben

Die Compagnie ist von Adrian Oetiker begeistert: «Gefühl und Atmosphäre von ‹Nijinski› werden vom Klavier bestimmt», sagt Tänzer Matthew Knight. «Jede Vorstellung ist anders und du entscheidest im Moment, wie sich die Figur innerhalb dieses neuen Rahmens bewegt.»

Oetiker spielt nicht auf Knopfdruck langsamer oder schneller. Es ist sein Chopin, er muss seine Ideen, seine Emotionen in den Klängen ausleben. Sonst stimmt es nicht. In den Proben lernten er und die Compagnie, aufeinander zu hören. «Man muss sich verstehen, wie bei Kammermusik.»

Als Zuschauer sieht man das nicht. Es scheinen zwei Parallelwelten zu sein, oben im Scheinwerferlicht die Tänzer, Schweiss, Atmen, jede Regung, alles wird vom Publikum wahrgenommen. Unten im Graben das Orchester, im sanften Licht der Notenpultlampen. Wie sich die Musikerinnen und Musiker zunicken? Wie sie mitgehen? Wie sie gespannt auf der Stuhlkante sitzen, bereit zum Einsatz, wenn Oetiker anders phrasiert? Wie sie sich darüber freuen? Sieht man nicht.

Aber man hört es. Musik ist halt alles, sagt Oetiker. Musik beinhaltet alles, immer. Ein Leben ohne Musik? Geht nicht. Musik ist Leben, für Oetiker schon immer. Als Sechsjähriger begann er, Klavier zu spielen und Geige. Unterricht bekam er vom Vater, Musiklehrer und Organist in St. Gallen. Adrian, drittes von vier Kindern, trat mit seinen Geschwistern im TV als Streichtrio auf. Er mochte an der Geige die Nähe zum Instrument. Nein, er sei kein Wunderkind gewesen, sagt er. Aber besonders begabt. Und besonders eifrig: Die Familie musste umziehen, weil Klein-Adrian zu laut und zu viel übte, die Nachbarn störte das. Dass er Musiker werden wollte, war ihm früh klar. Mit dreizehn wurde er Jungstudent am Konservatorium Winterthur mit Geige und Klavier. Später dann das Studium in Zürich, noch immer spielte er beide Instrumente gern. Bis er plötzlich fühlte: das Mechanische am Klavier, die Distanz war weg. Die Geige brauchte er danach nicht mehr, er hat sie nie vermisst. Als Geigenlehrer verdiente er sich das Geld für seinen ersten Flügel.

In seinem Zuhause in München stehen heute drei. Seine Frau ist Pianistin, die beiden treten auch als Duo auf. Die Söhne sind sechs und zehn, der ältere hat das Klavierspielen aufgehört, er lernt jetzt Schlagzeug.

Er übt vor jedem Konzert, was er alles denken muss

Eineinhalb Stunden bevor sich in Zürich der Vorhang zu «Nijinski» hebt, ist Oetiker schon im Opernhaus. Ein kleines Musikzimmer im obersten Stock, kaum passt der Flügel neben einen blauen Spind. Der Klavierhocker ist ans Instrument gekettet. Oetiker hat die Noten aufgestellt, seine Brille legt er daneben. Er spielt auswendig. Gestern erst hat er sie gespielt, trotzdem geht er die beiden Konzerte durch, wie vor jeder Vorstellung. Er will noch einmal rekapitulieren, was er alles denken muss. Es ist seine Art, Konzentration zu finden. Hier nimmt er eine Abkürzung, dort wiederholt er einen Lauf, manches zerdehnt er, über anderes huscht er drüber. Als er auf einmal seine ganze Kraft hineinlegt, platzt der kleine Raum fast vor wilden Klängen, der Spind scheppert.

Da knarzt der Lautsprecher an der Wand: «Die Bühnenreinigung bitte nochmal zur Bühne, die Bühnenreinigung.» Es ist 18.33 Uhr, Oetiker geht sich umziehen. Frack und Hemd hängen gebügelt in seiner Garderobe. Sein Sohn ruft an, kurz noch ein Küsschen durchs Telefon.

Er übt weiter, den Einruf um 18.45 Uhr hört er nicht. Draussen senkt sich die Dämmerung über die Dächer. Üben ist etwas Einsames. Und gleichzeitig auch nicht: Oetiker ist nicht allein, in seiner Musik tut sich ein Universum auf.

Die Inspizientin ruft per Lautsprecher zur Bühne. Es ist 18.55 Uhr. Oetiker behält die Ruhe, er isst noch eine Banane, er hat sie zwar nicht so gern, aber «das ist das Beste vor einem Konzert».

Punkt 19 Uhr schlängelt er sich im schwarzen Frack durchs Orchester im Graben, legt das abgegriffene Notenheft flach auf den Flügel, seine Brille daneben. Das Orchester setzt ein. Oetiker blickt konzentriert nach unten, eine Hand auf der Notenablage. Kurz verschränkt er die Arme. Dann greift er in die Tasten.

ANZEIGE

Sonne, Mo und Sterne

Bewerbungsreportage Mai 2018, unveröffentlicht.

T-Shirts, Pappgirlanden, Häuserwände: überall in den Straßen Kairos begegnet man Mohamed Salah. Der Profifußballer schmückt in diesem Jahr sogar die traditionsreiche Ramadan-Laterne. – Ein Sinnbild für die politische und wirtschaftliche Lage Ägyptens.

Text und Fotos: Anna-Theresa Bachmann

Laternen mit Mohamed Salah sind der diesjährige Trend unter den Ramadan-Laternen.

Tief steht die Sonne über den Betonklötzen Sayeda Zeinabs, ein Viertel im Herzen Kairos. Wenn gleich der Gebetsruf aus den Lautsprechern der Moschee dröhnt, nehmen hungrige Gläubige auf den Plastikstühlen der Restaurants Platz und brechen ihr Fasten. Auch der angrenzende Markt erwacht dann zum Leben. Täglich werden hier Töpfe, Obst und Unterwäsche angeboten. Jetzt im Ramadan erhellen hastig zusammengenagelten Buden die Nacht. Sie drohen jeden Moment unter der Last der vielen Ramadan-Laternen zusammenzubrechen, die hier zum Verkauf stehen. Zwischen die quietschbunten Koranverse und Blechausstanzungen der Leuchten, hat sich dieses Jahr ein Nationalheld gemischt: Mohamed „Mo“ Salah, Jürgen Klopps Star-Stürmer vom FC Liverpool.

Im Schneidersitz baut Ibrahim Ahmed am Rande des Marktes eine hüfthohe Laterne zusammen. Große wie diese kosten etwa 15 Euro, kleine zwei. **Über einer mit Gas betriebenen Flamme erhitzt Ahmed den spitz zulaufenden Hammer in seiner rechten Hand. Mit der linken hält er zwei Teile der Laterne und lötet sie zusammen. Überschüssiges Material verstreicht er mit dem Finger. Dabei erinnert er sich an den Abend des 8.Oktobers 2017:** In einem Straßencafé verfolgt er gebannt die Liveübertragung

des WM Qualifikationsspiels zwischen Kongo und Ägypten. 1:1 steht auf der Anzeige. Die 95. Minute bricht an. Freistoß. Der 25-jährige Mohamed Salah soll es richten. „Es war so nervenaufreibend. Als das Tor fiel, sind alle ausgerastet“, sagt Ibrahim Ahmed.

Tausende Menschen stürmen nach dem Sieg zum Kairoer Tahrir Platz und schwenken die Nationalflagge. Das letzte Mal war Ägypten 1990, in Ahmeds Geburtsjahr, bei einer Weltmeisterschaft dabei. Junge Männer entzünden Sprühdeos mit Feuerzeugen, vorbeifahrende Autos stimmen mit Hupkonzerten in die Feierstimmung ein. Es sind Bilder, die an die Revolution von 2011 erinnern. Die seither anhaltende Wirtschaftskrise sowie Kürzungen von subventionierten Lebensmitteln und Kraftstoff, spüren vor allem ärmere Menschen in Vierteln wie Sayeda Zeinab. Doch daran denkt im Moment des Triumpfs niemand.

*Die Bewohner*innen Sayeda Zeinabs auf der Suche nach einer Ramadan-Laterne.*

„Ich liebe Salah. Er verschafft uns Ehre im Ausland“, sagt Ibrahim Ahmed und stellt die fertige Laterne zur Seite. 300 Designs gibt es in der Werkstatt des Familienbetriebes. Dort wird auch das Glas mit Mo Salah bedrückt. „Was die Laterne betrifft…“, er hält kurz inne. „Ich mag sie nicht. Wir verkaufen sie, weil es einen Markt dafür gibt.“ Ramadan gelte allein der Religion. Fußball habe da keinen Platz.

Dabei ist es Salahs Bekenntnis zum Islam, das in seiner Heimat Ägypten und den angrenzenden Nachbarstaaten zum großen Hype des Spielers beiträgt. Jedes seiner 44 Tore, das Salah diese Saison bisher schoss, hat er Allah gewidmet. Vermutlich werden Liverpool-Fans auch dieses Wochenende beim Champions League Finale gegen Real Madrid skandieren: „Wenn er noch mehr Tore schießt, werde ich auch Muslim.“ Wohlklang in den

Ohren vieler Muslim*innen, angesichts der anhaltenden Negativschlagzeilen über islamistischen Terror.

„Er ist nicht geizig wie Messi“, sagt Handwerker Abdelaziz Mahmoud Abdelaziz und biegt ein paar Straßen weiter das Blech einer Laterne. Salahs Bodenständigkeit kommt gut an bei den 104 Millionen Ägypter*innen, unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit. Er spendet seinem Heimatdorf Nagrid im Nildelta Millionen für Schulen und Krankenhäuser. Abdelaziz hat die Salah-Leuchte trotzdem nicht im Angebot. Zwölf Stunden am Tag klopft und poliert er in der Saison Laternen. „Gelernt habe ich es von meinem Vater,“ sagt er und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Stolz verweist er auf die Tradition der Ramadan-Laterne, die vor 1000 Jahren in Ägypten entstanden sein soll.

Heute sieht Abdelaziz sein Handwerk von liebloser Ware aus Fernost bedroht. Wenngleich die ägyptische Regierung unter Präsident Abdel Fatah El-Sisi die Einfuhr von kompletten Ramadan-Laternen 2015 verboten hat, werden Einzelteile ‚made in China‘ noch immer importiert und in Ägypten zusammengebaut.

Abdelaziz Mohamed Abdelaziz macht Geschäfte in seiner Werkstatt.

„Salah ist ein Beispiel dafür, dass wir an Misswirtschaft leiden“, sagt Abdelaziz und zündet sich eine Zigarette ein. Die hiesigen Teams Mokawloon, Zamalek oder Ahli hätten Salah nie bieten können, was ihm gebührt. In Europa stehe er nun auf einer Stufe mit Spielern wie Christiano Ronaldo. Der erfolgreiche Salah verkörpert Hoffnung, während in seinem Heimatland vor allem junge Menschen in Salahs Alter sorgenvoll in die Zukunft blicken. Visabestimmungen hindern die meisten von ihnen an der legalen Auswanderung nach

Europa. Und die ägyptische Mittelmeerküste wird Dank europäischer Gelder streng kontrolliert. Wer kann, der geht zum Arbeiten in die Golfstaaten. Auch sie unterstützen Ägyptens Machthaber El-Sisi finanziell. Erst im März wurde er als Präsident wiedergewählt.

Angeblich machten mehr als eine Million Ägypter*innen während der Wahl ihre Stimme ungültig: Sie schrieben Fußballer Salah auf den Wahlzettel. Überprüfen kann man das nicht. Abdelaziz teilt zwar das Misstrauen gegenüber der Regierung. Der Trubel um die Person Mo Salah ist ihm aber zu viel: „Wenn das Spiel vorbei ist, geht das Leben weiter. Egal ob Sieg oder Niederlage“, sagt er und lässt seinen Blick über die Straßen Sayeda Zeinabs streifen. Dann greift er zur nächsten Laterne: „Salah wird verglühen, wie alle Sterne. Aber die Tradition, die bleibt.“